



Vom eidgenössischen Schützenfest in Luzern: Der bekränzte Eisenbahnzug und die Abholung des eidgenössischen Schützenbanners.

Ich hatt' einen Kameraden!

Roman
von
Ernst Clausen.
(Fortsetzung.)

Carla war am Nachmittag mit Heißelbarth in der Stadt gewesen; er hatte die zwanzigtausend Mark ausgezahlt bekommen. Sie konnte von diesem Tag nicht behaupten, daß er langweilig gewesen sei. Der Banquier hatte sie gebeten, in sein Privatcomptoir zu kommen, und ihr dort eine Abrechnung vorgelegt, von der sie eigentlich kein Wort verstand; es kamen Ausdrücke darin vor wie a conto und disconto, saldo und ähnliche mit denen sie ganz unklare Begriffe verband. Dann hatte er eine Menge Zettel herbeigeht, von ihr unterschriebene Anweisungen, Herrn Heller so und so viel auszuzahlen. Sie hatte die Unterschriften prüfen sollen. Ihre eignen Unterschriften!

Der alte, sehr vertrauenswürdige Banquier hatte ihr offen gesagt, daß sie so nicht weiter wirtschaften dürfe, denn ihr Barvermögen sei bis auf einen kleinen Rest zusammen geschmolzen.

Auf Carlas Erwiderung, daß das Geld ins Gut gesteckt sei und sich, wie Herr Heller meinte, gut rentieren würde, hatte er gesagt: „Das mag sein; in einigen Jahren!“

„Haben gnädige Frau jemals die Wirtschaftsbücher geprüft?“

Ja, das hatte sie gethan. Im Januar war Herr Heller sehr ernst mit den dicken Büchern gekommen. Wie konnte sie das nachrechnen? Sie wußte eigentlich nur, daß die Summe links unten genau dieselbe war wie rechts unten; von Vergleichenden der gebuchten Posten mit den Quittungen war nie die Rede gewesen.

Sie schämte sich etwas vor dem Banquier und sprach daher in einem Ton über diese Dinge, aus dem er gerade ihre bodenlose Unkenntnis ersah.

Der Mann war außer sich. Daß ein Mensch betrogen wurde, war ja beinahe selbstverständlich, aber sich geistlich dem Betrug aussetzen, war ja geradezu ein Verbrechen.

„Ich habe kein Recht, mich da hinein zu mischen, aber unter den Umständen halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Herr Heller Schulden hat.“

Schulden hatte Heißelbarth auch und war doch eine treue Seele.

„Hat er die Schulden gemacht, seit er in Friedrichshof ist?“

„Nein. Wenigstens weiß ich nichts davon. Die mir bekannten des Herrn Heller stammen aus früherer Zeit.“

Carla war empört gewesen; sie hatte das unklare Gefühl, daß Herr Heller angegriffen wurde, und hatte dem Banquier scharf geantwortet:

„Ob Herr Heller früher Schulden gemacht hat, geht mich nichts an. Ich schenke dem Herrn unbedingtes Vertrauen und schätze ihn sehr hoch!“

„Wie gnädige Frau befehlen,“ hatte Wißel, sich verbeugend, erwidert.

Er war ebenso fest überzeugt wie andre Leute, daß Heller und Frau Tilgenhardt verlobt seien, und man konnte von ihm, dem Banquier, nicht verlangen, daß er sich direkt die Feindschaft eines Mannes zuzog, in dem er den zukünftigen Besitzer von Friedrichshof erblickte. Nebenbei wußte er auch, daß Heller ein gewiegter Geschäftsmann war, der aus dem Gut, besonders aus den Kalkbrüchen, viel Geld machen würde, trotz seiner früheren Schulden.

Carla grübelte auf der Heimfahrt über diese Dinge nach. Was sollte sie nun thun? Daß Hellers Bücher in Ordnung waren, stand für sie fest, aber daß jemand ihm mißtraute, fand sie abstoßend, und es gab für sie nur einen Weg, nämlich, offen mit ihm zu sprechen; sie fühlte die Pflicht, ihm von den Gerüchten, die ihn betrafen, Mitteilung zu machen.

Heißelbarth sah ihr ebenfalls schweigend, aber stillvergnügt gegenüber. Zuweilen griff er in die Brusttasche seines Rockes, in dem ein nettes Päckchen Wechsel steckte, alle auf Herrn Heller lautend. Er kannte leider die Inhaber dieser Papiere aus eigener bedrängter Erfahrung. Mit Carlas zwanzigtausend Mark hatte er alles aufgekauft, was Herrn Heller Unbequemlichkeiten bereiten konnte. Jedesmal, wenn die Papiere mit einem Knittern den Druck seiner Finger beantworteten, ging ein befriedigtes Lächeln über sein altes, gutes Gesicht. Er grübelte nur noch darüber nach, ob er nicht besser thäte, die Vorfreude zu verlängern, wenn er einige Tage wartete, ehe er Herrn Heller in den Schraubstock spannte. Er sah ganz nachdenklich Carlas etwas bleiches, gesenktes Gesicht an.

Bessere konnte sich doch nicht entschließen, noch an demselben Abend mit Heller zu sprechen; sie schob es auf bis zum andern Tag, schlief aber sehr schlecht,

wie man zu thun pflegt, wenn man etwas sehr Unangenehmes am andern Tag zu erledigen vor sich hat.

Als Heller, ihrer Aufforderung folgend, sich bei ihr melden ließ, war sie verlegener denn je, so verlegen, daß sie gar nicht bemerkte, wie ihre Eröffnungen auf ihn wirkten. Außerlich behielt er seine kalt überlegene Ruhe.

„Es scheint, gnädige Frau, daß man mich gern aus der Gegend wegbeizen möchte! Ja, ich habe kleine Schulden von früher her, bin aber seit Jahren ernstlich bemüht, dieselben abzutragen. Meine Bücher kann ich jeden Tag vorlegen und möchte gnädige Frau bitten, sich dieselben zur Wahrung meiner Namens Ehre sofort noch einmal vorlegen zu lassen.“

Nun wurde Carla erst recht verlegen. Das sah genau aus wie ein Mißtrauen ihrerseits. Nein, das konnte und wollte sie nicht. Der Form wegen wollte sie den Baumeister Heißelbarth bitten, als ganz Uninteressierter die Bücher durchzusehen, womit Herrn Heller und ihr eine große Unannehmlichkeit erspart würde.

Trotz seiner Selbstbeherrschung wurde Heller bleich. Auf seinem Gesicht erschien ein Zug eiserner Entschlossenheit, der sie vielleicht erschreckt haben würde, wenn sie ihn bemerkt hätte.

„Wie gnädige Frau befehlen!“ sagte er, falt sich verbeugend.

„Ich möchte das alles gern rasch erledigt haben, ehe ich abreise.“

Er verbeugte sich wieder.

„Gewiß, gnädige Frau, aber das kann ich Ihnen sagen, man wird Ihnen noch mehr Geschichten über mich zutragen. Mir selbst ist es gleichgültig, ich kenne die Menschen und weiß, daß man dagegen keine Waffen hat.“

Was es auch sei, Herr Heller, ich gerade habe am meisten Grund, Sie zu verstehen und die sogenannte öffentliche Meinung zu verachten. Mein Vertrauen zu Ihnen ist unbegrenzt. Mir scheint, wir beide wissen, was es heißt, allein zu stehen!“

Sie reichte ihm die Hand; er ergriff dieselbe und drückte bewegt die Lippen darauf. Ihr war, als ginge ihr die Berührung durch und durch. Ganz unwillkürlich strich sie, nachdem er gegangen war, mit der andern Hand über die Stelle, wo seine Lippen geruht hatten.

Als Heller seiner Wohnung zuschritt, stand eines für ihn fest. Die nächsten Wochen, vielleicht die nächsten Tage würden über sein Leben entscheiden. Er ballte die Faust, er wollte siegen oder dabei zu Grunde gehen!

„Möchte wissen, wer Frau Tilgenhardt solche Geschichten zuträgt,“ sagte der Baumeister, als er am Nachmittag sehr gut gelaunt bei Heller auf dem Sofa saß und dessen beste Zigarren rauchte.

Heller zuckte nur mit den Schultern und pfiff ein Lied vor sich hin.

„Na ja, ich weiß schon, Herr Heller! Zunächst gönnt Ihnen keiner Ihre Stellung hier, und dann hat man Angst, daß Frau Tilgenhardt auf die merkwürdige Idee kommt, den zu heiraten, der ihr am besten gefällt, ohne Rücksicht auf sogenannte soziale Stellung, und drittens stecken Sie die Herren Krautjunker in der Runde dreimal in die Tasche mit ihrer Landwirthschaft. Also kein Wunder! Frau Tilgenhardt hat ganz das richtige Gefühl. Ich mache einige Stichproben in Ihren Büchern und beschäme die deren Durchsicht, so daß Sie sich auf mich berufen können. Keine Formsache. Sie wissen ja, wie wir miteinander stehen, Herr Heller!“

Dieser nickte und drehte seinen Schnurrbart in die Höhe, und doch zitterte seine kräftige, braune Hand, was Heißelbarth ganz gut bemerkte.

„Na also, da ist es am besten,“ fügte Heißelbarth hinzu, „wir machen die Sache kurz ab, da die gnädige Frau in einigen Tagen verreisen will.“

Heller trat entschlossen an den Tisch heran. Er wußte, daß Heißelbarth hinlänglich Routine hatte, um seine Buchführung prüfen zu können. Die Platte des Tisches, auf die er die Hände stützte, vibrierte unter dem Druck derselben.

„Herr Baumeister, die Bücher stimmen nicht!“

„Mensch! Was sagen Sie da?“

„Sie stimmen nicht! — Das Messer sah mir an der Kehle! Sie wissen selbst, wie man zu Schulden kommen kann!“

Der Baumeister lehnte sich anscheinend ganz gekniet in die Sofaecke zurück.

„Mensch! Mensch! Das ist ja eine schöne Suppe, die Sie sich da eingebrockt haben.“

„Ich brauche Zeit, Herr Heißelbarth! Sie können die Durchsicht hinausschieben, bis ich Rat schaffe.“

Der Baumeister schwieg noch immer.

„Nun, wie ist es, Heißelbarth? Entweder — oder —“

„Ich bin mein lebelang ein rechtschaffener Kerl gewesen, Herr Heller!“

„Das können Sie auch bleiben, wenn Sie wollen.“

Ich baue auf Ihre Diskretion. Ich habe mich mit Frau Tilgenhardt verlobt!“

„Gott sei Lob und Dank!“

Heißelbarth sprang wie elektrifiziert auf. „Dann ist alles gut. Dann seien Sie ehrlich und beichten ihr selbst.“

„Unmöglich! gerade jetzt!“ wehrte Heller ab. „Sie kennen Frau Tilgenhardt, sie ist mißtrauisch von Natur, sie wünscht, daß unser Verhältnis äußerlich vorläufig so bleibt, wie es bisher war. Frauen haben ihre Launen. Außerdem, Herr Baumeister, wäre ich gezwungen, Sie zu bitten, mir die Zwanzigtausend baldigst zu ersetzen.“

Er beobachtete den andern scharf. Heißelbarth schien stuhlig zu werden.

„Momentan unmöglich,“ meinte er kleinlaut.

„Nun also, wir brauchen beide Zeit!“

„Herr Heller, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich weiß ja nun, daß Sie bald Besitzer von Friedrichshof sein werden. Eine Hand wäscht die andre. Ich will mein Gutachten hinhalten, bis Sie selbst zwischen sich und Frau Tilgenhardt reine Rechnung machen können, und Sie verzichten auf meine Schuld!“

„Hm,“ machte Heller, „es ist etwas viel.“

„Wie man es nimmt. Ich halte sehr viel von Ihnen, Herr Heller; ich gönne der lieben Menschheit nicht den Triumph, Sie mit Schimpf und Schande hier abziehen zu sehen! Wir sind Freunde geworden, ich habe Ihnen Dinge über Frau Tilgenhardt erzählt, die ich keinem andern gesagt haben würde. Sie wissen, daß ich jeden Augenblick beschwören kann, was ich weiß! Demgegenüber bedeuten zwanzigtausend Mark nicht viel!“

„Gut, es sei!“

„Topp! das ist eine vernünftige Auffassung der Dinge! Reinliches Geschäft! Veranlassen wir ein kleines Opferfest! Her mit meinem Schuldschein! er wird verbrannt!“

Heller trat an seinen Schreibtisch, schloß auf und suchte nach dem Schein. Auf Heißelbarths Gesicht lag ein Ausdruck, der ungefähr sagte: „Warte, Mannchen, dich will ich noch kneifen!“

„So — so, hier sind Streichhölzer, her mit dem Dinge!“

Er nahm den Papierstreifen, ging an den Ofen, sah sich noch einmal vergnügt schmunzelnd um, hielt dann das brennende Streichholz ans Papier und ließ es in die geöffnete Ofenthür hinein flattern.

„So, Herr Heller, nun nehme ich Ihre Bücher unter den Arm und ziehe ab! Ende gut, alles gut! wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

Er zog anscheinend vergnügt mit den Folianten ab.

Heller stand am Fenster und blickte ihm nach. Er konnte doch ein unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken. So, oder so, Carla durfte nicht lange in Berlin bleiben dafür mußte er sorgen.

Wellenbach schritt in seiner Junggesellenwohnung in Berlin ruhelos auf und ab. Er war dankbar gewesen, daß seine Stellung ihm, je näher Weihnachten heranrückte, desto mehr Arbeit verschaffte. Die Mobilmachungsarbeit im großen Generalstab nahm alle Kräfte in Anspruch. Er saß fast jeden Abend bis ein oder zwei Uhr am Schreibtisch.

Er hatte gerungen mit der Erinnerung an Carla. Was auch seine Vernunft sagen mochte, über alles triumphtierte ihre Schönheit und vor allen Dingen die für sein Empfinden großartige Ehrlichkeit ihres Charakters und ihr frisches, jugendlich warmes, naives Empfinden, wie es damals bei der Wasserschlacht mit den drei Kindern zu Tage trat.

Wenn er, erschöpft von der Arbeit, mit überreizten Nerven die Ruhe suchte und oft nicht einschlafen konnte, dann war es ihm, als sei Carla Tilgenhardt da und spräche mit ihm, dann glaubte er, daß ihr Gemüt, das Beste in ihrer Natur, nur Sonnenschein brauchte, um hervorzubrechen in ganzer Schönheit und Kraft. War er der Mann, ihr den Sonnenschein zu bringen?

Die nüchternen Verstandeserwägungen hoben am nächsten Tage den einschläfernden Einfluß solcher Träumereien wieder auf.

Ihr hartes, absprechendes, ihn und andre absichtlich verletzendes Wesen stand in voller Realität vor ihm. Er erhob, seiner Erziehung, dem Einfluß seiner Mutter entsprechend, ja auch nach den Erfahrungen seiner kurzen, glücklichen Ehe vor allen Dingen den Anspruch, daß eine Frau zariführend, eine Schützerin der feinen Sitten sein müsse, daß ihr Leben, Handeln und Sprechen jederzeit einem blanken Wappenschild zu gleichen habe, auf den nicht einmal ein Schurke wagen konnte, zu hauchen.

Aber dann sah er sie auch wieder im Geist an Darfentins Sterbelager, aufgelöst in Schmerz, tragisch groß und edel in der ganzen Art, wie sie neben dem Bett des Sterbenden kniete und sich der Schuld anlagte und dabei eine Reinheit verehrender Liebe für den zum Tode Verwundeten in der Haltung, im Lächeln

des Mundes offenbarend, daß Wellenbach damals gedacht hatte: Wohl dem Mann, an dessen Sterbebett solche Frauenliebe tritt.

Vor einigen Tagen hatte er einen konfuse Brief vom alten Heißelbarth bekommen, einen Brief voll psychologischer Beobachtungen und bissiger Satire. Am Schlusse stand:

„Uebrigens ist Heller nicht nur ein Mann aus Stahl und Eisen, sondern sogar ein Lump aus Stahl und Eisen, also die gefährlichste Spezies für die Frauen! Auf meine alten Tage werde ich noch Intrigant, aber es handelt sich um Frau Tilgenhardts Wohl und Wehe, und wenn ich selbst lügen müßte, es soll mir ein Vergnügen sein! Wenn Rot am Mann ist, telegraphiere ich, und Sie müssen kommen!“

Was sollte Wellenbach sich nur dabei denken?

Heute nun kam ein Brief von Frau von Betow: „Carla macht mir viele Sorgen! Sie läßt sich bei uns gar nicht mehr sehen, leider hört man um so mehr von ihr und von Herrn Heller! Sie hat auch die Unvorsichtigkeit gehabt, Zusammenkünfte zwischen dem jungen Tuffelselde und einem Fräulein Wedmeister zu veranstalten! Sie können sich die Aufregung denken! Der alte Tuffelselde ist Gift und Galle, versichert aber, sein Sohn wüßte, was er als Edelmann zu thun hätte, und würde das Mädchen heiraten.“

Aber der Vater rächt sich an Carla, klatscht und läßt seiner bösen Zunge freien Lauf. Friedrichshof nennt er nur noch den Liebeshof, und Heißelbarth sorgte für die feucht-fröhliche Stimmung.

Mein Mann wünscht, daß ich den Verkehr abbreche! Sämtliche Husarenleutnants scheinen sich verschworen zu haben, den ersten, der etwas Schlechtes von Carla sagt, zu fordern. Tuffelselde behauptet, das sei ganz natürlich, denn der Hälfte von ihnen habe sie schon das eine oder andere Mal aus der Geldklemme geholt! Kurz und gut, Düsterele ist in zwei Heerlager gepflanzt. Die jungen Damen halten es natürlich mit den Leutnants. Täglich tauchen neue Geschichten auf; kein Mensch weiß, woher sie kommen. Betow ist für vierzehn Tage abwesend bei einem Lebungsrück, und wird sich sicherlich bei dem Wetter erkälten. Carla war bei ihrer bekannten Freigebigkeit im Vorstand fast aller gemeinnützigen Vereine. Einige Damen haben sich geweigert, mit ihr zusammen im Komitee zu bleiben, Carla muß es gemerkt haben und hat sich zurückgezogen.

Der Verein der Gutsbesitzer gab neulich seinen Ball. Frau von Tuffelselde und die Totterhus erklärten es für unentbehrlich, daß Carla und Heller zusammen eingeladen würden. Vetterer ist Kassierer des Vereins und Festredner, also unentbehrlich! Carla erfuhr dieses und überwies dem Präses, dem Grafen Blissen, zweitausend Mark mit dem Hinzufügen, daß sie ihren gewöhnlichen Beitrag verdoppele, weil ihr die Liebenswürdigkeit der Damen die Verpflichtung, den Ball mitzumachen, und damit eine neue Balltoilette erspart hätte! Wo soll das hinaus? Sie wirft das Geld auf die Straße. Man munkelt, daß ihre Vermögensverhältnisse in heilloser Unordnung wären. Ich selbst habe alle Hände voll zu thun unter meiner kleinen Gesellschaft. Alle drei sind erkältet, und da hier die Diphtheritis geradezu epidemisch wüthet, mache ich mir Sorgen.

Gestern hörte ich, daß Herr Heller den Ball ebenfalls nicht mitgemacht und sein Amt niedergelegt hätte, und sämtliche unverheiratete Leutnants haben im letzten Moment abgefragt. Sie können sich die Aufregung vorstellen. Der Oberst soll gedonnert und mit Stubenarrest und Verweisung gedroht haben.“

Beim Lesen des Briefes war Wellenbach nahe daran, über diesen Sturm im Wasserglase in lautes Lachen auszubrechen, aber das darin entrollte Bild war denn doch für ihn zu ernst. Er sah deutlich, daß Carla mehr und mehr den Boden unter den Füßen verlor, ja, er kannte ihr Wesen genügend, um herauszufühlen, daß sie absichtlich die Menschen vor den Kopf stieß.

Mochte sie ihren Weg gehen, er hatte weder die Pflicht noch das Recht, sich hineinzumischen, und doch wehrte sich in seinem Innern etwas gegen diese Passivität.

Daß ein Mann, wie Heller, es systematisch darauf anlegen konnte, eine Frau, die er liebte, gesellschaftlich und moralisch zu isolieren, kam ihr gar nicht in den Sinn! Es war ihm geradezu peinlich, daß Carla nach Berlin kommen wollte. Entfernte Verwandte von ihr, Geheimrat Totterhus und Frau, ein kinderloses Paar, gehörten zu seinem intimsten Bekanntenkreis, er spielte im Hause des feinsinnigen, kunstliebenden Ehepaars jeden Sonnabend mit in einem Quartett. Das war ihm die liebste Erholungsstunde, welche er allerdings seit einiger Zeit wegen der auf ihn einströmenden Arbeit auch entbehren mußte. Er würde wahrscheinlich ein Zusammentreffen mit Carla in jenem Hause nicht vermeiden können.

Es war ein seltsamer Zustand, denn er mußte trotzdem gespannt jedesmal, wenn er vom Dienst nach

Hause kam, die eingelaufenen Schriftsachen, um enttäuscht dieselben bei Seite zu legen, wenn kein Brief von Geheimrats dabei war.

Heute wieder ein Brief von Malwine von Betow. Ihr ältester hätte Diphtheritis bekommen, Pflegerinnen seien nicht mehr zu haben, und gestern sei Carla gekommen und habe Paul und Heino nach Friedrichshof hinausgenommen, um sie vor Ansteckung zu bewahren. Der Arzt hätte sehr dazu geraten. Nun seien doch beide erkrankt, wie Carla telephonisch gemeldet hätte. Sie, Malwine, wisse nicht, was thun? Betow nicht zu Hause und zwei kranke Kinder in Friedrichshof, während sie ihren ältesten nicht verlassen konnte!

Zum erstenmal dachte Wellenbach an die Möglichkeit, sein Kind, Josefmaris Kind zu verlieren. Er war in entsetzlich gedrückter Stimmung, zumal er jetzt nicht gut von Berlin fort konnte.

Am nächsten Tage kam eine Karte, daß Heino leider einen schlimmen Anfall hätte und dann ein Telegramm: „Kommen Sie, wenn möglich!“

Wellenbach rechnete aus, daß, wenn er die Nacht durcharbeitete, er am Sonnabendmittag abreisen, nach Friedrichshof hinausfahren und am Sonntag hoffentlich wieder zurück sein konnte.

Die Reise war qualvoll; er sagte sich unaufhörlich, daß er als Mann die Pflicht hätte, sich aufs Schlimmste gefaßt zu machen. Es half nichts. Dann war er allein in der Welt. Was sollte er mit seinem Dasein anfangen!

Als er ankam, war der älteste Betow außer Gefahr. Malwine hatte seit dem vorigen Abend nichts von den beiden andern gehört, da infolge des Schneesturms die Telephonleitung unterbrochen war.

Er wurde ruhiger beim Anblick der Angst und Qual, die sie durchstämpfte, angesichts der Unmöglichkeit, bei den andern Kindern zu sein. Mutmaßlich würde Betow am andern Morgen kommen, vielleicht schon am Abend. Er hatte sein drittes Pferd zu Hause gelassen. Das Durchkommen mit einem Schlitten war zweifelhaft, daher ließ Wellenbach den Gaul satteln.

Der Sturm trieb ihm scharf gefrorenen Schnee im Verein mit dem Staubschnee auf der freien Chaussee ins Gesicht. Die weiche Schneeschicht gestattete zwar Galopp zu reiten, aber das Pferd hielt es nicht lange aus, der Reiter mußte bald mit Sporen und Peitsche treiben.

Je weiter er kam, desto trostloser wurde ihm zu Mute, desto lebhafter wurde das Gefühl, als ritte er, den letzten Blick seines Kindes noch zu aufzufangen. Als er durch Waltersdorf kam, sah er in der Thür des letzten Häuschens Heller stehen, dem eine Frau mit der Laterne hinausleuchtete. Die Wahrnehmung kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, obgleich es ihm war, als hörte er hinter sich seinen Namen rufen. Als er den Schutz der Dorfstraße verließ, piff ihm der Wind mit verdoppelter Gewalt entgegen. Erst in der Allee gab der Wald Schutz.

Friedrichshof lag wie ausgestorben da. Alle Thüren verschlossen, kein Laut zu hören.

Er mußte mit dem Knopf der Reitpeitsche an die Stallthür klopfen, um jemand zu finden, der sein Pferd in den Stall jöge; dann watete er durch mehrere knietiefe Schneewehen zum Hause.

Die Thür war noch nicht verschlossen, kein Mensch kam ihm entgegen, trotzdem er den Schnee von den Stiefeln stampfte und der Ton laut durch die Halle dröhnte, in die oben in der Höhe des ersten Stockwerks noch rohes, unfertiges Gebälk hineinragte. Schließlich drang er in die Küche ein und ließ sich von einem Mädchen hinaufführen, ohne daß er den Mut hatte, nach den Kindern zu fragen.

Welche Qual des Wartens oben im Zimmer. Endlich ging die Thür auf. Carla stand da, fast übermäßig schlank erscheinend in dem Schlafrock, dessen Falten an ihr herabfloßen. Sie war bleich und blickte ihn aus großen, dunkel umrandeten Augen fast erstaunt an, als müsse sie sich besinnen, wer er sei. Dann aber ging ein freundliches Lächeln über ihre Züge; sie streckte ihm beide Hände entgegen.

„Nur Mut!“ sagte sie. „Der Arzt war heute mittag nicht unzufrieden.“

Er ergriff ihre Hände. Diese Hände hatten sein Kind gepflegt. Nach der langen Qual und Selbstbeherrschung durchschüttelte nun ein Schluchzen seinen Körper.

„Danke! Danke! für das, was Sie meinem Kinde gethan!“

„Nicht mehr, als jede Frau thun würde, Herr Rittmeister,“ sagte sie, äußerlich ruhig.

„Sie haben nächtelang nicht geschlafen gnädige Frau.“

„Das wird einem gesunden Menschen nichts schaden. Aber Sie sind naß und durchkältet. Gehen Sie, bitte, den Korridor entlang, die dritte Thüre rechts, dort sind Heißelbarths. Lassen Sie sich trockene Kleider geben! — Ich werde zu Herrn Heller hinüber schiden, der Ihnen gewiß einen Anzug zur Verfügung stellen kann.“

„Hallo, Rittmeister! Gott sei Dank, daß Sie da sind,“ rief Heißelbarth aufspringend bei Wellenbachs Eintritt.

„Wie froh wird Frau Carla sein. Sie hat unzähligmal gefragt, ob Sie vielleicht doch heute noch kommen könnten,“ meinte Frau Heißelbarth lächelnd, Wellenbachs Gruß erwidern. Das freundliche Willkommen der beiden Alten that ihm wohl.

„Herr Rittmeister! also zunächst umziehen,“ rief der Baumeister aus der offenen Thür des Nebenzimmers, wo er Licht angezündet hatte. „Nun wird alles gut gehen. Die Tilgenhardt ist nicht aus den Kleidern gekommen seit zwei Tagen; sie bringt die Bengels aber auch durch.“

Wellenbach folgte ihm in das Schlafzimmer.

„Her mit den Stiefeln — weiß der Himmel, wo der Stiefelknecht ist. Machen Sie keine Umstände, Herr Rittmeister. Gute Kameraden ziehen einander auch die Stiefel aus. Uff! das war Numero eins. Her mit dem andern Bein! — Sie haben natürlich für einen Thaler Angst gehabt! Wir auch! Hundewetter, wie ich es gern habe. So, da sind die Sachen von Herrn Heller. Pfui, Teufel! Der Kerl braucht Parfüm, man riecht's durch drei Stuben. Schadet nichts, wenn nur ein ehrlicher Kerl hinein kommt. Die Jade ist besser als der Mann. Alte Geschichten! 's ist immer so. Paßt alles, wie gemacht, Herr Rittmeister. Gottlob nur äußerlich! So, nun kommen Sie mit.“

Sie traten zusammen in das behaglich erwärmte Wohnzimmer.

„So, Rittmeister, hier ist ein Glas Grog. Das ist recht, Mutter, daß du daran gedacht hast. Grog ist eine gute Sache! Ist das eine Frau, unsere Carla! Raum hört sie, daß der eine Betow krank ist, läßt sie anspannen; ich natürlich mit. Bei Betows sitzen die beiden Fräulein Tittchenhaus, die Töchter vom verstorbenen General, und Frau von Haberwitz, alles liebe Pensionsfreundinnen, zwei alte Jungfern, die nichts zu thun haben, und eine kinderlose Frau. Großer Kriegsrat, was zu thun sei. Frau Carla fragt nicht lange, sondern sagt: Gieb mir die beiden Gesunden mit, vielleicht glückt es. Sie geht ins Nebenzimmer zu dem kleinen Kerl, der schon durchs Schlimmste durch war, um ihm einen Kuß zu geben — das war nebenbei gesagt, Unsinn, und dann mit den andern in den Wagen.“

„Ich möchte nun auch zu den Kindern,“ meinte Wellenbach, und setzte das geleerte Glas nieder.

„Schön! ich bringe Sie hinüber. Die Tilgenhardt war selig, einfach selig, als wir die beiden Kerlchen aus den Decken wickelten und hereinbrachten. So, dort gehen Sie nur durchs Zimmer!“

Die beiden Knaben schliefen. Wellenbach beugte sich tief hinab über Heinos Gesichtchen, während Carla daneben stand und die Lampe hielt. Des Vaters Lippen bewegten sich. Es war ihr, als betete er. Als er sich noch tiefer herabbeugte, legte sie ihre Hand auf seine Schulter:

„Thun Sie das nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil es unverständlich wäre,“ sagte sie.

„Aber Sie, gnädige Frau, Sie, die Fremde, setzen sich der Gefahr aus.“

Sie antwortete nicht, sondern ordnete die Decken. „Kommen Sie! Der Arzt ist froh, daß der Schlaf eingetreten; wir könnten sie wecken.“

Erst im Nebenzimmer, wo Carla ihr Bett hatte aufstellen lassen, bemerkte er, wie angegriffen und übermüdet sie ausah.

„Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau!“

„Am besten gar nicht! Wenn Sie wüßten, wie das wohl thut, etwas Nützliches thun wollen und Notwendiges thun können! Etwas zu haben, was der Kraft einer Anstrengung wert ist! Ich weiß, wir bringen die kleinen Leute durch. Der Arzt aus Waltersdorf kommt noch einmal heute abend und bringt meine alte Marie Schultweg mit. Meine Anstandsdame trifft ja gerade zu rechter Zeit ein. Ich habe mich gefreut, daß Sie kamen, Herr Rittmeister.“

Wie freundlich sie ausah, wie wohl ihm ihr energisches, mutvolles Wesen that.

„Trotzdem, gnädige Frau,“ sagte er, „fühle ich eine tiefe Dankeschuld Ihnen gegenüber. Sie setzen sich selbst einer großen Gefahr aus.“

„Machen Sie doch keine Redensarten,“ sagte sie plötzlich in ihrer scharfen Weise. „Ueber so etwas soll man kein Wort verlieren.“

Und sie lehnte den feinen Kopf gegen die Lehne des Sessels und schloß die Augen.

Sein Blick ruhte lange auf ihren Zügen und glitt dann nachdenklich auf die schmalen Hände herab, die auf den Armlehnen lagen. Nur an der Linken glänzte der Goldreif der Witwe.

Schloß sie? Regelmäßig hob sich ihre Brust in tiefen Atemzügen, und ein Lächeln spielte um ihre Lippen, so freundlich wie bei einem schlafenden Kind. Nach einer Weile öffnete sie die Augen, deren Blicke sich grübelnd in die feinen verjüngten. Sie strich mit



Ein Lied ohne Worte. Nach dem Gemälde von Hans Volkmer.

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, München.

der Hand die krausen Haare aus der Stirn, denen man es ansah, daß Frau Carla in den letzten Tagen nicht viel Sorgfalt darauf verwendet hatte. Überall bäumten sich die widerspenstigen Strähne aus den Banden der Frisur heraus.

Jetzt bewegte sie lauschend den Kopf.

„Das ist der Doktor.“ sagte sie, sich erhebend.

Als der Arzt später mit Wellenbach aus dem Krankenzimmer zurückkam, in dem Carla noch zu ordnen hatte, sagte er:

„Sehen Sie, diese Dame gehört zu den Menschen, die uns Ärzten Vertrauen zur Menschheit und auch Liebe zum Beruf geben. Menschen aus gutem Material, das ist seltene Ware! Wenn wir die Kleinen gut durchbringen, dann schulden Sie ihr den Hauptbank.“

„Ich weiß, Herr Doktor; kann ich morgen beruhigt nach Berlin zurückkehren?“

„Das können Sie. Die Kinder sind durch. Bessere Pflege können Sie nicht haben. Hoffen wir, daß Frau Tilgenhardt selbst nicht angesteckt wurde.“

Carla kam herein und fragte nach Marie Schultweg. Der Arzt lachte sarkastisch.

„Sie hatte plötzlich alle Leiden, die ein Mensch nur haben kann, nur keine krankhafte Magerkeit! Aber um so mehr Angst, an Diphtheritis zu sterben.“

„Pfui!“ sagte Carla kalt.

„Stimmt, meine Gnädigste. Und an der Sorte gerade wäre nicht viel verloren!“

Leise lachend ging der Arzt hinaus, von Wellenbach begleitet, der bei Heißelbarths zu Abend essen wollte. Heißelbarth stand daneben und schaute zu.

„Es schmeckt, Herr Rittmeister, nach solcher Angst und solchem Nitt, nicht wahr? Meinen Brief haben Sie doch erhalten?“

„Ja, Herr Baumeister; aber klug bin ich nicht daraus geworden.“

„Ist auch gar nicht nötig. Heller ist ein Halunke, und ich sitze hier wie eine Spinne im Nest. Wenn er zappeln sollte, hole ich Sie her. Sie kommen, nicht wahr?“

Die Sache war Wellenbach unsympathisch, zumal ihm nichts Genaueres bekannt war. Seitdem er sich selbst nicht mehr darüber täuschte, daß er Carla liebte, verbot ihm sein Taktgefühl doppelt streng, gegen einen Mann wie Heller sich ungünstig stimmen zu lassen. Daher forschte er nicht nach, sondern sagte:

„Ich mag solche Dinge nicht und will nichts damit zu thun haben.“

„Hebe!“ meinte Heißelbarth. „Ist es Ihnen denn gleichgültig, ob die Frau, die Ihr Kind gepflegt hat, einen Halunken heiratet?“

„Nein, ganz gewiß nicht. Bis jetzt aber ist Frau Tilgenhardt noch nicht einmal verlobt.“

Der Baumeister schwieg eine Weile. Er wollte nicht mehr sagen.

„Nun gut, lassen wir den Dingen ihren historischen Verlauf! Ich kann warten. Wissen Sie, daß Heller Schulden hat?“

„Kann sein; das haben auch ehrliche Leute.“ meinte Wellenbach ruhig.

„Ja, da haben Sie recht. Wissen Sie wohl, daß Heller mir zwanzigtausend Mark geliehen hat, um von mir zu erfahren, wie die Geschichte mit Darlentin war?“

„Heißelbarth.“ brauste Wellenbach auf, seinen Stuhl zurückziehend, „dann sind Sie...“

„Langsam, Herr Rittmeister!“ fiel jener ruhig ein. „Damit und mit seiner vermeintlichen Freundschaft hat er mich irre gemacht. Ich war ein Esel. Zugegeben, aber ich dachte so, daß mir Frau Tilgenhardt zu viel wert sei, um nur ihres Geldes wegen geheiratet zu werden und irgend einem Dummkopf und Mitgiftjäger in die Hände fielen. Ein Dummkopf ist Heller nicht.“

„Ich verstehe trotzdem absolut nicht, was Sie wollen, Heißelbarth!“

„Ist auch nicht nötig! Zunächst habe ich seine Wechsel von den Halsabschneidern aufgekauft, und damit will ich ihn kneifen, wenn meine Zeit kommt!“

„Und wann kommt Ihre Zeit?“

„Wenn aus der Geschichte zwischen ihm und Frau Carla Ernst wird.“

„Mir gefällt das nicht, Heißelbarth. Warum nicht offen mit ihr sprechen?“

„Weil ich Frau Carla kenne. Sie ist ja naiv wie ein kleines Kind. Die Schulden und kleinen Spitzbübereien würde sie ihm zur Not verzeihen und ihn doch nehmen, gerade aus Widerspruch!“

„Ich glaube, Sie täuschen sich, Heißelbarth! Ich kann Sie nicht warnen!“ fügte er leise hinzu.

„Verstehe ich ganz gut, Herr Rittmeister. Lassen Sie mich nur machen, es ist besser, denn ich möchte nicht, daß Frau Carla Mißtrauen gegen Sie faßt! Und sie ist jetzt in einer Stimmung, daß man nur den Namen Heller zu nennen braucht, um sie mißtrauisch zu machen. Der Heller hat hier betrogen und gestohlen, aber auf eine verdammt pfliffige Weise.“

Wellenbach fühlte sich immer unangenehmer berührt. Alles Spionieren war ihm widerlich. In Hellers Kleidern fühlte er sich unbehaglich; er lachte sich selbst

deswegen aus, aber ohne dies Unbehagen los werden zu können.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich von Ihnen denken soll, Herr Baumeister.“ sagte er. „Bestehen die Dinge nicht nur in Ihrer Einbildung, so ist es Ihre Pflicht, gerichtlich gegen den Herrn vorzugehen.“

„Daß Sie mich nicht verstehen, Herr Rittmeister, ist mir lieb. Ich hätte es auch nicht gekonnt, als ich so alt war wie Sie. Ich hab's gelernt. Wie soll ich gegen ihn vorgehen, ohne daß Frau Tilgenhardt den Strafantrag stellt? Und das wird sie niemals thun, darin müssen Sie mir recht geben!“

„Das kann Ihnen gleichgültig sein! Sie haben nur die Pflicht, ihr Mitteilung davon zu machen.“

„Habe ich auch gedacht, aber doch aufgegeben. Dann beichtet Heller, und ich müßte ihn schlecht kennen, wenn er es nicht fertig brächte, sich rein zu waschen. Sie kann ja keinem Menschen eine Bitte abschlagen. Wenn Sie sie warnen wollen? Möglich, daß es Eindruck macht!“

Wellenbach überlegte.

„Ich will sehen! — Aber nein, ich kann's nicht, besonders heute nicht! Ich gehe jetzt wieder hinüber und werde Frau Tilgenhardt bereben, sich diese Nacht Ruhe zu gönnen, während ich bei den Kindern wache.“

„Was sagst du dazu, Klara?“ fragte der Baumeister, nachdem Wellenbach gegangen.

„Ich finde, daß er recht hat.“

„Ein Dummkopf ist er, ein prachtvoller Dummkopf! Der reine Thor nach Wagnerscher Auffassung! Ein Mensch, im Stande, aus reiner Anständigkeit einen andern ertrinken zu lassen, weil man glauben könnte, er hätte vorher gemerkt, der Ertrinkende würde ihm aus Dankbarkeit nachher eine goldene Uhrkette schenken, wenn er ihn rettete. Kein Wunder, daß die Halunken gute Tage haben!“

„Carla wird diesen Heller nie heiraten!“ meinte Frau Heißelbarth.

Ihr Mann pfliff durch die Zähne.

„Alles schon dagewesen! Die Weiber haben alle ein feines Gefühl dafür, was ein richtiger Mann ist, im guten oder bösen Sinn. So ein Erzhalunke, wenn er eine weiße Weste trägt und den Mephisto spielt, ist der gefährlichste von allen. Vom Gruseln zur Liebe ist nur ein Schritt.“

„Bei allen andern wohl, nur nicht bei Carla!“ beharrte seine Frau.

„Ich wollte, du behieldest recht, Klara! Dann verbrenne ich nachher den ganzen Schopenhauer.“

Carla sah noch am Tisch bei ihrem Abendessen. Sie nickte Wellenbach freundlich zu.

„Schön, daß Sie noch kommen; es ist nichts, so allein zu essen. Trinken Sie eine Tasse mit? Auch noch ein Butterbrot? Denken Sie nur, ein Butterbrot, das die schöne Carla, wie das alte Esel Tuffelfelde mich nennt, bereitet hat! Ich wette, es schmeckt wie jedes andre Butterbrot! Lachen Sie doch, Herr Rittmeister! Wenn Sie wüßten, wie selig ich bin, seit der Arzt fort ist. Kein Mensch kann mir nun meine Jungens nehmen, ehe sie ganz gesund sind. Mein Gott, wird das eine schöne Zeit werden! Ich will den Kerlchen Butterbrote schneiden mit Butter so dick wie mein kleiner Finger, und wenn sie recht fett herausgefüttert sind, steige ich am Neuthor aus, nehme an jede Hand einen und marschiere durch ganz Düsterefelde, das wird ein Hauptpaß! Passen Sie auf, es dauert nicht lange, dann kommt der alte Landgerichtsrat Ohneweg, der Weiberfeind und Gourmand, und macht mir einen Antrag meiner guten Küche wegen. Hier ist Friedrichshofer Schinken. Essen — oder ich nehme es als persönliche Beleidigung. Seien Sie brav und sagen Sie mit einer kleinen Verbeugung: Gnädige Frau, und wenn ich mich totesse sollte, ich könnte kein Butterbrot liegen lassen, was Sie mir bereitet haben.“

— Thee kann ich auch eingießen? Zwei Stück Zucker? Keine Milch? Weiß ich von Betows her im Sommer, rührend, nicht wahr? Herr Rittmeister, nun sagen Sie auch mal etwas! Sind Sie denn nicht vergnügt?“

Sie beugte sich vor und blickte ihm unter dem Schirm der Lampe hinweg in die Augen.

Er konnte nichts sagen. Er war gerührt vor Freude, daß alles gut ging, und noch mehr als das schlug Carlas Stimmung und heiteres Geplauder ihn in Fesseln. Das hatte so viel vom Schwärmen eines Kindes, so viel Anmut und lustiges Denken; ihm war's wie ein Märchen, ihm war's, als gehöre er hierher, als sei er wieder zehn Jahre jünger, als sei alles, was er gegrübelt und gedacht, Unsinn, und was die Leute schwachten, bezöge sich nicht auf diese Carla, die ihm gegenüber saß, und — und —

„Herr Rittmeister! Königlich preussischer Rittmeister, woran denken Sie? Hat Ihnen die Zuckerdose etwas zuleide gethan, oder ist eine Geheim-Ordnung unterwegs, in die Sie aus Versehen einen Satz hinein füllen haben, den man beim ersten Lesen gleich verstehen kann?“

Nun lachte er herzlich und laut, und beide sahen sich erschrocken an.

„Das ist lange nicht vorgekommen.“ meinte Carla mit ernstem Gesicht, „daß hier so herzlich gelacht wurde. Ich hab's beinahe verlernt.“

Dann schwieg sie und spielte mit den Brotkrumen auf dem Tischtuch. Trotz des heulenden Windes vernahm man ganz deutlich eine laut scheltende Stimme von den Wirtschaftsgebäuden herüber.

Das war Heller.

Carla strich sich mit der Hand über die Stirn; es war, als striche sie damit alles Liebenswerte von sich ab. Sie stand auf und klingelte nach dem Mädchen, das abräumen sollte.

„Nun sind Sie doch nach Friedrichshof ohne Anstandsname gekommen.“ sagte sie.

Er ahnte nicht, wie sehr sie sich gefreut haben würde, wenn er jetzt unangenehm geworden, ihr ordentlich den Kopf gewaschen hätte. Sie sah, daß der Ton, in dem sie das sagte, ihn verdroß.

„Ja; aber Sie waren nicht in Rot, gnädige Frau.“

„Meinen Sie? Es giebt eine Rot, zu der man niemand rufen kann. Gott, wenn die Düsterefelder Damen erfahren, daß Sie in Friedrichshof gewesen sind! Der alte Tuffelfelde wird wieder sagen: Im Liebeshof ist Einquartierung gewesen! Das sind liebe Leute! Herr Heller meint, es gäbe nur ein Mittel gegen die Gemeinheit der Menschen: sämtlich sie verachten! Nun, ich will's lernen, gründlich! Und ich kann's!“

Wellenbach war erstaunt über den Ausbruch dieser Bitterkeit. — Sollte er sie jetzt vor Heller warnen?

„Wissen Sie genau, gnädige Frau, ob Herr Heller gerade passende Eigenschaften besitzt, um Ihnen Führer zu sein?“

„Führer, weshalb? Ich brauche keinen! Daß auch Sie in das große Horn blasen, hätte ich nicht erwartet!“

Wellenbach sah ein, daß er diesen Punkt nicht berühren durfte; er konnte ihr nicht böse sein, heute nicht; ihr nicht, die sein Kind gepflegt hatte.

„Weshalb dieser bittere Ton, gnädige Frau? Sie sprachen von Rot — kann ich Ihnen nicht helfen als — als Ihr guter Kamerad?“

Sie sah plötzlich auf und ihm in die ehrlichen Augen.

„Auch ohne Ehrendame?“

Es sollte neckisch klingen und kam doch noch spöttisch heraus.

„Ohne Dolmetscher, gnädige Frau, als gute Kameraden!“

„Sie wissen ja gar nicht, mit wem Sie Kameradschaft schließen!“ fuhr sie fort und begann mit den ihr eignen großen energischen Schritten auf und ab zu gehen. „Ich bin ein Esel, aber es ist nicht allein meine Schuld! Verprügelte Kinder werden so! Habe ich je eine Mutter gekannt? Habe ich je als Kind jemand die Arme um den Hals legen können? Nie, nie! Aber schlecht bin ich nicht, Böses thue ich auch nicht. Daß ich dem guten Bernhard Tuffelfelde solch eine nette, liebe Frau verschafft habe, die selbst jetzt als Braut schon die Schwiegereltern um den Finger wickeln kann, anstatt den Tuffelfeld mit meiner unangenehmen Gegenwart zu belasten, das war wirklich eine gute That! Aber das verführe ich Ihnen, unterkriegen lasse ich mich nicht, und wenn auch kein Stallknecht mehr etwas mit mir zu thun haben will. Ich rechtfertige mich nicht, denn ich habe es nicht nötig!“

Ihre Hände, die mit den Schnüren der Zugvorhänge spielten, flogen. Dann begann sie wieder im Zimmer auf und ab zu gehen. Die Falten ihres Kleides berührten zuweilen seine Kniee. Was sollte er zu dieser Erregtheit sagen? Er verstand sie wohl.

„Sie übertreiben, gnädige Frau! Und wenn Herr Heller Sie lehrt, die öffentliche Meinung zu verachten, so entbindet ihn das keinesfalls der Pflicht, wo er kann, der Verleumdung entgegenzutreten!“

„Wieso? Wann that er das nicht? Wie kommen Sie wieder auf Herrn Heller?“

Bei dem Namen stieg in Wellenbach eine Bitterkeit auf, die er vergebens zu bemeistern suchte.

„Er scheint doch in Ihrem Leben eine maßgebende Rolle zu spielen!“ sagte er.

Sie wandte sich mit einem Ruck vom Fenster ab und ihm zu.

„Maßgebende Rolle! Und wenn es wäre! Hier oben, über den Augen, hat er allerdings mehr Verstand als ganz Düsterefelde!“

„Ich habe nie den Verstand so hoch geschätzt, gnädige Frau, sondern mehr die Gesinnung, das Herz. Wenn der Herr wirklich die Gesinnung hätte, die ich von einem vornehmen Menschen erwarte, dann wäre er entweder hier gar nicht hergekommen oder schon längst gegangen!“

Er erwartete nach diesen Worten einen neuen Ausbruch der Heftigkeit, aber statt dessen flog es über Carlas Gesicht wie ein Freudenchein. Sie hielt den Blick gesenkt und fragte nach einer Pause:

„Weshalb greifen Sie Herrn Heller an?“

Wellenbach biß sich auf die Lippen; er ärgerte sich über seine eigne Unfähigkeit, sich zu beherrschen.

„Das lag nicht in meiner Absicht, gnädige Frau. Wollen wir nicht das Thema fallen lassen? Es thut uns beiden nicht gut.“

„Pst,“ machte sie, und trat, den Finger an die Lippen legend, an die Thür des Krankenzimmers, um zu lauschen. „Nein, ich täuschte mich; sie schlafen beide, das ist prachtvoll!“

Ihre Züge waren wieder geebnet. Sie ging langsam zum Fenster, zog die Vorhänge auf und legte das Gesicht gegen die kalten Scheiben, an denen der Sturm den Schnee wie klagend auf und ab wispern ließ.

„Welch ein Wetter! Ich muß bei Schneesturm immer denken, wie es sein würde, wenn man sich in den Hohlweg von Waltersdorf setzte, wissen Sie, wo der Wind den Schnee meterbreit hinausbläst; dort sitzen und sich einschneien lassen, ganz langsam und weich, das müßte schön sein! Jetzt weiß ich es wieder. Als kleines Ding, ich kann höchstens zehn Jahre alt gewesen sein, da bin ich einmal in solchem Wetter fortgelaufen, wahrscheinlich aus Angst vor Strafe. Dann haben sie mich gefunden, ich saß still vergnügt im Hohlweg, hatte mir aber Tantens alten Pelz mitgenommen. Anlage zum Selbstmord aus Trost unter erschwerten Umständen. Ich mußte zur Strafe das längste Gefangenschaftslied auswendig lernen und acht Tage lang morgens und abends hersagen! Vielleicht thue ich morgen dasselbe zur Strafe für meine Gefügigkeit vorhin. Verzeihen Sie!“

Er sah, daß es ihr wirklich leid that. Die Gutmütigkeit verführte mit all ihrer Härte, die ja doch nicht in ihrer ureigensten Natur lag. Sie schien plötzlich todmüde zu sein, denn sie lehnte sich gegen den Seitenpfosten des Fensters, hielt die Vorhangschnüre mit beiden Händen und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Sie sollten sich einige Stunden Schlaf gönnen, gnädige Frau. Ich bleibe doch wach und werde Sie sofort rufen, wenn dort drinnen einer unruhig werden sollte.“

„Ja — Sie haben recht.“ Sie lächelte müde. „Gute Nacht!“

Sie warf sich auf das Bett, zog eine große Decke über sich, und nach kurzer Zeit hörte er ihre ruhigen, tiefen Atemzüge.

Langsam schlichen die Stunden hin. Zuweilen hörte er sie unverständliche Worte im Schlaf murmeln und sich unruhig hin und her werfen.

Er dachte an Rosemarie. Nun hatte eine andre an Heinos Lager gestanden und sein junges Leben gegen den Tod verteidigt. Mit der Schlafenden hatte er die Angst geteilt und die Freude über die Rettung des Kindes. Wenn er an Rosemarie dachte, so schien ihm das dreijährige Zusammenleben mit ihr wie der Gang durch einen sonnigen Frühlingstag. Keine Stürme und Gewitter, keine Sonnenglut und Leidenschaft. Selbst ihr Sterben war noch sonnig, ahnungslos, ohne das Bewußtsein, daß sie sterben mußte.

Und nun diese Frau! Sein Kopf sank auf die Brust. Bilder drängten sich an Bilder, ein unmerklicher Uebergang vom Wachen zum Träumen und Schlafen.

Plötzlich öffnete er die Augen, ohne durch irgend ein Geräusch geweckt zu sein. Die Lampe hatte er etwas herabgeschraubt und einen Schirm über die Kuppel gezogen. Gerade vor ihm stand eine dunkle Gestalt; er war so verschlafen, so sehr im Zustand des Halbwachens, daß er die Gestalt für ein Gebilde seiner Phantasie hielt. Aber nun bewegte sich dieselbe, mit tastend vorgestreckten weißen Händen zur Thür, gegenüber dem Raum, in dem die Kinder schliefen. Er richtete sich auf und beugte sich weit vor. Von Nachtwandlern hatte er gehört, aber nie einen solchen gesehen. Sollte er sie wecken? Aber er wußte, daß ein plötzliches Erwachen schädlich wirken könne.

Carla ging unsicher bis zu jener Thür und tastete am Schloß herum. Die Thür war anscheinend von der andern Seite verriegelt.

Und nun sagte sie mit dem singenden Tonfall eines bittenden Kindes: „Ja, ja, Mutter, ich komme schon. Du hast ganz recht, er ist nicht gut!“

„Gnädige Frau!“ rief Wellenbach leise.

Sie wandte sich, scheinbar ohne erschreckt zu sein, lächelte freundlich mit weit offenen Augen, die etwas Starres, Unbewußtes hatten. Ganz dicht kam sie zu ihm heran und nickte ihm freundlich zu.

„Ja, ja, du bist gut — ich weiß wohl!“

„Gehen Sie wieder zu Ruhe!“ sagte Wellenbach.

Ihr ganzes Wesen machte ihm keinen unheimlichen Eindruck, obgleich er genau sah, daß sie nicht erwachte. Sie stand eine Weile und sah ihn still lächelnd an. Ein wunderbar friedlicher Zauber lag auf ihrem Gesicht.

„Ja, ich bin müde,“ sagte sie endlich. Damit ging sie wieder dem Lager zu und legte sich nieder.

Die Scene hatte ihn erregt. War Carla Tilgenhardt krank? Vielleicht schon im Fieber? Vielleicht angestekt?

Eine furchtbare Angst ergriff ihn, die ihn alles vergessen ließ, so daß er leise bis dicht an ihr Lager schlich und sich über sie beugte.

Jetzt erwachte sie wirklich zum Bewußtsein; sie strich sich langsam die Haare aus der Stirn und richtete sich auf.

„Es ist wohl Zeit? oder was ist — ich habe geträumt — richtig, ganz lebhaft; meine Mutter rief mich! — Weshalb sehen Sie mich denn so an?“

„Ich fürchtete, gnädige Frau, Sie hätten Fieber. Sie sprachen sehr lebhaft im Traum.“

„Bin ich aufgestanden und an jener Thür gewesen?“ „Nein, das nicht. Es ist erst vier Uhr, schlafen Sie noch etwas.“

„Ja, ich bin todmüde.“

Sie legte sich ruhig wieder hin, und schlief wie ein Kind. Er sah sie noch einige Sekunden an, dann schlich er auf den Zehen wieder zu seinem Vehnstuhl.

Kurt Wellenbach wußte, daß er Carla Tilgenhardt liebte.

Gegen fünf Uhr begann es im Stallgebäude lebendig zu werden. Er mußte früh acht Uhr aus Disterfelde abreisen und deshalb in den Stall gehen, um sein Pferd satteln zu lassen. Carla zu wecken, wurde ihm schwer, zumal er mehrmals ihren Namen rufen mußte. Dann ging er hinaus, sah nach dem Pferde und ordnete an, daß es um sechs Uhr gefüttert sein sollte. Zurückkommend fand er Carla damit beschäftigt, die Wiener Kaffeemaschine anzubrennen. Der feine, aromatische Duft erfüllte das Zimmer. Die Kinder waren wach gewesen, hatten zu trinken verlangt und schienen fieberfrei zu sein.

Er ging hinein und sprach einige Worte mit Heino, der recht blaß und abgezehrt aussah, aber dem Vater doch Freude zeigte beim Wiedersehen. Er begann sofort von Tante Carla zu schwärmen, die so gut sei und eine Festung hätte, mit der sie spielen dürften, wenn sie wieder gesund wären.

Carla steckte den Kopf zur Thür herein, um zu melden, daß eine Tasse Kaffee bereit sei, und nickte den beiden Patienten freundlich zu. Während er den heißen Kaffee trank, holte sie Zwieback und Biskuits herbei und trat dann vor den Spiegel.

„Wie ich aussehe, scheußlich! Na, nun wissen Sie wenigstens, was an der schönen Carla eigentlich dran ist, wenn sie keine Toilette macht!“

Sie sagte es ohne jede Koletterie und nestelte an ihrer Frisur.

„O, was das anbetrifft, gnädige Frau, so weiß ich allerdings, was an Frau Tilgenhardt daran ist, ich meine, was sie eigentlich ist und was sie leisten kann.“

Sie lachte seinem Spiegelbilde zu, und er hätte schwören können, daß sie ihm die Zunge ausstreckte. Aber er verstand sie ganz gut und lachte herzlich auf.

„Sie denken natürlich, daß ich wieder Redensarten mache.“

„In gewisser Weise ja, aber es klingt ganz nett, wenigstens früh morgens mit unfrisierten Haaren. Wollen Sie noch eine Tasse Kaffee?“

Bald darauf mußte er Abschied nehmen.

„Heino lasse ich photographieren, wenn er rund und fett geworden ist,“ sagte sie.

Er küßte ihr die Hand. Als er bereits den Thürgriff in der Hand hielt, rief sie: „Herr Rittmeister!“

„Ja?“ Er wandte sich ihr zu und sah sie fragend an.

„Ach nein!“ sie wurde verlegen. „Ich wollte nur sagen: wenn der kleine Betow zurückgeht, nicht wahr, Heino darf ich noch etwas länger behalten? — ich denke, die Luft hier wird ihm gut thun — er ist doch etwas zart.“

„Er mag bleiben, solange Sie ihn haben wollen.“

Wellenbach war nahe daran, zurückzugehen zu ihr — aber er hatte ja noch Hellers Zivil an und mußte sich bei Heibelbarths umkleiden und — und

„Wie merkwürdig Sie in Hellers Sachen aussehen,“ meinte Carla.

War es doch, als hätten ihre Seelen genau denselben Eindruck zu derselben Zeit gehabt.

Der alte Heibelbarth erwartete ihn schon. Er war, wie alle Choleraer am frühen Morgen, verstimmt und einsilbig, und da Wellenbach sehr von seinen eignen Gedanken in Anspruch genommen war, ging das Umkleiden schweigend von statten.

„Adieu, Herr Rittmeister! Heute sehe ich dem Heller die erste Daumschraube an. Ich wollte, ich hätte jemand, der ihn am andern Daumen zwickte.“

Der Himmel war sternklar, der Schnee knisterte und stäubte. Wellenbach dankte Heller für das Ueberlassen des Anzugs. Als er dem Mann in die kalten, harten Augen blickte, war es ihm, als müßte er um jeden Preis ehrliches Spiel spielen. Sie standen allein in der dunkeln Stallthür.

„Herr Heller,“ begann er, „ich spreche zu Ihnen als Mann zum Mann. Sind Sie mit Frau Tilgenhardt verlobt?“

Heller sah ihn erstaunt an. Er wußte ganz genau, weshalb Wellenbach fragte.

„Seit wann giebt man sich unter Männern auf solche Fragen Antwort?“ fragte er zurück.

Sie maßten sich eine Sekunde lang mit den Blicken.

„Wir wollen hier keine Komödie aufführen, Herr Heller; dazu sind wir beide zu alt! Ich bin für fair play, wie die Engländer sagen, und wenn es der Fall gewesen wäre, so würde dies für mich maßgebend gewesen sein, mich nicht um die Gunst der Dame zu bewerben. Sie werden vielleicht meine Worte fremdartig finden, aber die Verhältnisse sind fremdartig. Also ehrliches Spiel!“

Er hielt Herrn Heller in schönem, edlem Freimuth die Rechte hin; „die Worte bleiben selbstverständlich unter uns. Wir sind beide Soldaten.“

Heller überlegte blühschnell. Er hatte hier Gelegenheit, einen scharfen Konflikt mit Wellenbach herbeizuführen. War's klug oder nicht? Einerlei, er konnte es nicht. Es giebt Momente, in denen der größte Schuft waffenlos vor einem ehrlichen Mann steht. Er legte seine Hand in die des Rittmeisters; dann schwang dieser sich in den Sattel. Er sah Carla oben am Fenster stehen und grüßte noch einmal. Die Welt war so weit, so schön! Dies Sterneglitz so funkelnd und hell! Die Luft so klar und so hart wie Metall, und der fein gefrorene Schnee stäubte bei jedem Galoppesprung des guten Pferdes in weißen Wolken auf. So leicht war Wellenbach lange nicht ums Herz gewesen.

Bei Betows herrschte natürlich großer Jubel über die guten Nachrichten.

„Wie fanden Sie Carla?“ fragte Malwine.

„Auf dem Platz, den sie ganz ausfüllt, gnädige Frau! Sie thun recht, fest zu ihr zu stehen, ihr Kern ist gut!“

Als Betow vom Bahnhof zurückkehrte, wohin er seinen Freund begleitet hatte, sagte er zu seiner Frau:

„Nun sind uns Frau Carla gegenüber die Hände gebunden!“

„Betow, wie kannst du etwas so Häßliches sagen?“

„Ich denke nichts Häßliches, Malwine, aber ich wollte, die Bombe platze bald, denn plagen muß sie. Als ich mit Wellenbach am Tage stand, sagte er zu mir: Betow, folle, ehe ich im Frühling hierher komme, sich irgend etwas ereignen, wobei es gilt, für Frau Tilgenhardt einzutreten, so verpflichte ich dich als meinen ältesten Freund, mich zu rufen.“ Ja, das sagte er und sah dabei aus, als hätte er die größte Lust, den Bahnhofinspektor, der gerade in seiner Sehlinie stand, mit Haut und Haar aufzufressen.

„Gottlob, dann wird alles gut!“ jubelte Malwine.

„Malwine, bleib mit den Füßen auf der Erde! Gut wird nichts. Höchstens kommt Wellenbach auch unter die Räder. Sie ist ganz toll und verrückt, deine Carla! Nun, paß mal auf, was die alten Klatschbasen, und der alte Tuffelfelde an der Spitze, von Wellenbach und Carla Tilgenhardt erzählen können!“

Betow sollte recht behalten. Der alte Tuffelfelde lästerte. Darüber entstand ein Wortwechsel zwischen ihm und Herrn Heller, und letzterer forderte den Besitzer des Tuffelhofs; nur mit Mühe wurde der Zweikampf mit dem sechzigjährigen alten Manne verhindert. Man hatte dem Ehrenrat die Sache übertragen, aus dessen Gutachten Heller als Beschützer einer wehrlosen Frau glänzend hervorging. Alle Offiziere standen auf seiner Seite.

Wann war Wellenbach so für sie eingetreten? Niemals! (Schluß folgt.)

Ginzig der Chriemhilde in Passau.

(Bild S. 644 u. 645.)

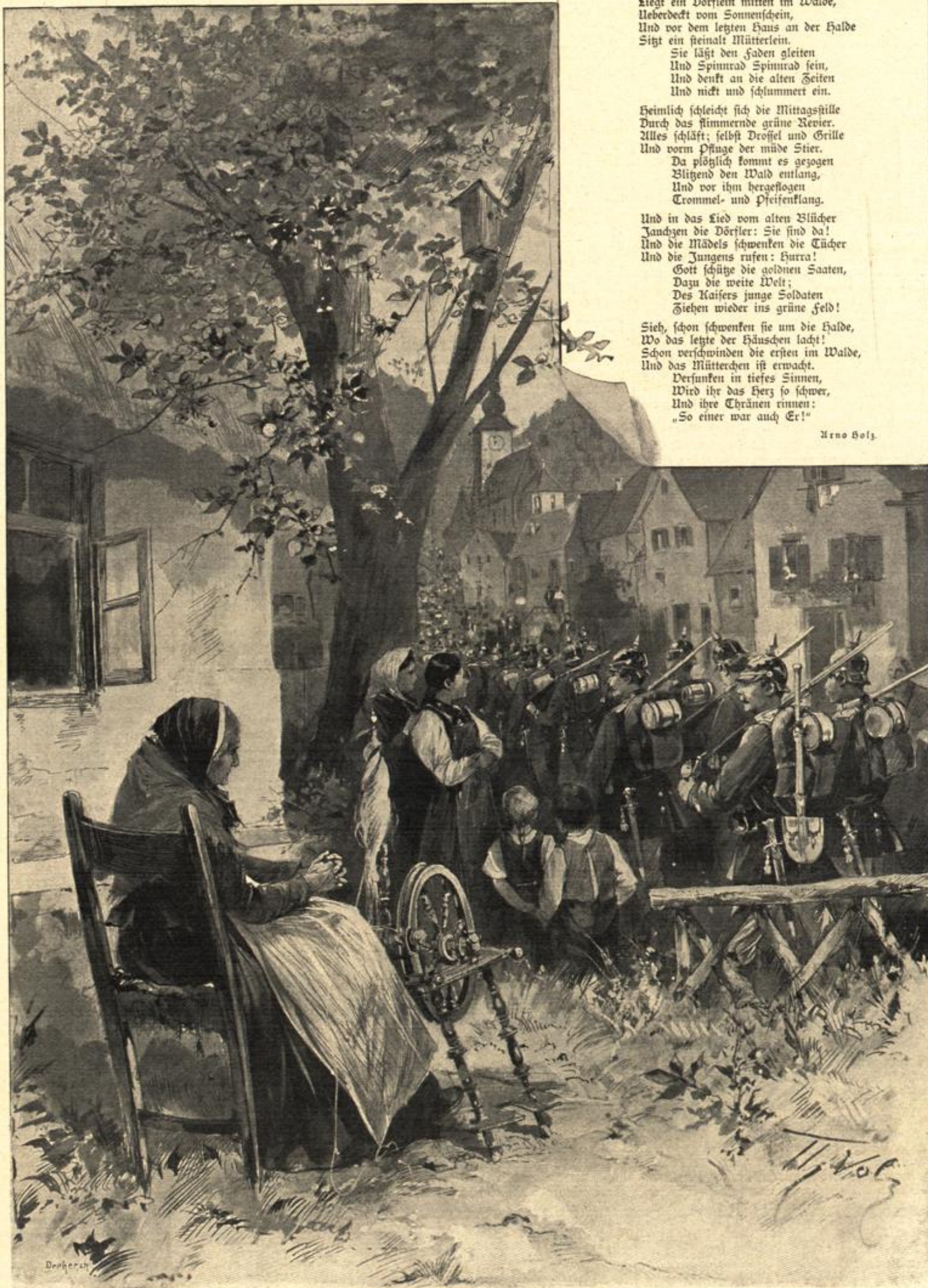
Eine der schönsten Stellen in unserm mittelalterlichen nationalen Epos, dem Nibelungenliede, ist die Schilderung des Zuges, den Chriemhilde unternimmt, um sich nach Siegfrieds Tod dem Hunnenkönig Attila zu vermahlen und so das tragische Geschick über das durch Siegfrieds Ermordung in Schuld verstrickte burgundische Königshaus herauszubeschwören. Einen Vorgang aus diesem Zuge, Chriemhildes Ginzig in Passau an der Seite ihres Oheims, des Bischofs Pilgerin, hat unser Künstler zum Vorwurf seiner Darstellung gewählt. Wir lesen darüber in dem Nibelungenliede, so wie Simrod es übertragen hat, in dem zweiundzwanzigsten Abenteuer:

In der Stadt zu Passau saß ein Bischof,
Herbergen leerten sich und auch des Fürsten Hof:
Den Gästen entgegen ging's durch Baiernland,
Wo der Bischof Pilgerin die schöne Chriemhilde fand.

Den Reden in dem Lande war es nicht zu leid,
Als sie ihr folgen sahen so manche schöne Maid.
Da kosteten sie mit Augen manch edlen Ritters Kind,
Gute Herberge wies man den Gästen geschwind.

Dort zu Pfedelingen schuf man ihnen Ruh;
Das Volk allenthalben ritt auf sie zu.
Man gab was sie bedurften williglich und froh:
Sie nahmen es mit Ehren; so thät man bald auch anderswo.

Der Bischof mit der Nichte ritt auf Passau an.
Als es da den Bürgern der Stadt ward kundgethan,
Daß Schwesterkind des Fürsten Chriemhild wolle kommen,
Da ward sie wohl mit Ehren von den Rauscherren aufgenommen.



So einer war auch Er!

Liegt ein Dörflein mitten im Walde,
Ueberdeckt vom Sonnenschein,
Und vor dem letzten Haus an der Halde
Sitzt ein feinalt Mütterlein.
Sie läßt den Faden gleiten
Und Spinnrad Spinnrad fein,
Und denkt an die alten Zeiten
Und nickt und schlummert ein.

Heimlich schleicht sich die Mittagsstille
Durch das flimmernde grüne Revier.
Alles schläft; selbst Drossel und Grille
Und vorm Pfluge der müde Stier.
Da plötzlich kommt es gezogen
Blitzend den Wald entlang,
Und vor ihm hergeschoßen
Trommel- und Pfeifenklang.

Und in das Lied vom alten Blücher
Jauchzen die Dörfler: Sie sind da!
Und die Mädels schwenken die Tücher
Und die Jungen rufen: Hurra!
Gott schütze die goldenen Saaten,
Dazu die weite Welt;
Des Kaisers junge Soldaten
Ziehen wieder ins grüne Feld!

Sieh, schon schwenken sie um die Halde,
Wo das letzte der Häuschen lacht!
Schon verschwinden die ersten im Walde,
Und das Mütterchen ist erwacht.
Verfunken in tiefes Sinnen,
Wird ihr das Herz so schwer,
Und ihre Thränen rinnen:
„So einer war auch Er!“

Arno Holz.



Wien und Mann. Nach einem Gemälde von Julius Adam.

Original im Besitz des Reichsmuseums für Naturgeschichte in München.

Das eidgenössische Schützenfest in Luzern.

(Bilder S. 633 u. 634.)

Der vor 77 Jahren gegründete Schweizerische Schützenverein umfaßt gegenwärtig in 35 Sektionen gegen 200 000 Mitglieder und veranstaltet alle drei Jahre ein großes eidgenössisches Schützenfest. Das diesjährige, in der Reihe dieser vaterländischen Veranstaltungen das siebenunddreißigste, fand in der herrlich am Vierwaldstättersee gelegenen internationalen Fremdenstadt Luzern statt, wohin die Schützen aller Kantone nun zum drittenmal seit dem Bestehen der Schützenfeste in Scharen zogen. Mit wehenden Fahnen und Bannern hielten sie, alle freudig willkommen geheißen, ihren Einzug in die festlich geschmückte Stadt, um sich dann in der von dem Architekten Hans Siegwart gleich neben dem Bahnhof erbauten stattlichen Festhalle zu vereinigen, die Raum für nicht weniger als 6000 Gäste bot. Auf dem Bahnhofplatz wie auf der Seebühne und in der Budenstadt am Seegelande herrschte während der zehntägigen Dauer der Feier immerfort das richtige Festgewimmel. Dem Hauptfesttage am 4. Juli wohnten bei: der Bundespräsident, der Bundesrat, Vertreter des Bundesgerichts, sowie das diplomatische Corps. Auf das große Festbankett, woran 6000 Personen teilnahmen, folgte eine leider durch Regenwetter beeinträchtigte Seefahrt nach dem vaterländischen Wallfahrtsort, dem Rütli. Ein glänzendes Konzert in der Festhalle beschloß den Tag. Die Beteiligung am Schießen selbst war eine ungemein lebhaft, namentlich auch beim internationalen Wettschießen. Den Schützen standen 190 Gewehrscheiben und 32 Revolverscheiben zur Verfügung, und herrliche Preise winkten ihnen, deren Verteilung nebst dem Ausruf der Meisterschützen das schön verlaufene Fest beschloß.

Der Berliner Südkanal (Teltow-Kanal).

(Bilder S. 637.)

Der Schiffsverkehr auf den Wasserstraßen Berlins hat in den letzten Jahren derartige Ausdehnung angenommen, daß alle vorhandenen Kommunikationswege übersättigt wurden und der Verkehr selbst ins Stocken zu geraten drohte; an eine Steigerung desselben, die sich in der nächsten Zeit ganz von selbst ausdrängen mußte, war in der Praxis nicht zu denken, wenn nicht energische Abhilfe geschaffen wurde. Eine solche wird nun endlich durch den Bau des sogenannten „Teltow-Kanals“ erreicht, zu welchem, am 22. Dezember vorigen Jahres, der deutsche Kronprinz in der Nähe des Griebnitzsees bei Potsdam die drei ersten Spatenstiche gethan hat.

Der Kanal geht von der Spree unterhalb Köpenicks, im Osten, nach dem Griebnitzsee im Westen und verbindet so die Spree (Bendische Spree oder Dahme) direkt mit der Havel, ohne daß, wie bisher, die Schiffe Berlin passieren müssen. Im Westen liegt der Endpunkt des Kanals an der Glienickeer Fähr, die vom Griebnitzsee nur durch eine Landzunge getrennt ist.

Auf dieser trennenden Landzunge liegt der Park von Babelsberg. Um den Bau des Kanals zu ermöglichen, hat der Kaiser, trotz seiner Pietät für seinen verstorbenen Großvater, ein Stück Parkterrain für den Kanalbau abgetreten.

Wenn man sich die Spitze eines Dreiecks bei Spandau denkt, wo die Spree sich in die Havel ergießt, so bildet den linken Schenkel dieses Dreiecks die Havel von Potsdam bis Spandau, den rechten Schenkel des Dreiecks bildet (allerdings in Wirklichkeit nicht in gerader Linie) die Spree mit Berlin. Die Basis dieses Dreiecks bildet dann der neue Teltow-Kanal, der ungefähr eine Länge von 32 Kilometern haben dürfte. Die Vorteile, die er bringt, sind in erster Linie die Entlastung der Berliner Wasserstraßen, die Entlastung der Spree zwischen Köpenick und Berlin, sowie der Havel zwischen Potsdam und Spandau. Der zweite große Vorteil aber ist, daß die gesamten südlichen Vororte Berlins, in denen sich jetzt schon eine große, noch sehr entwicklungsfähige Industrie angesiedelt hat, eine direkte Wasserstraße zur Heranschaffung von Rohmaterialien und zur Verfrachtung von fertigen Produkten erhalten, und daß sie besonders nach Fertigstellung des Rhein-Weser-Elbekanals eine direkte Verbindung mit dem Rhein im Westen und durch die schon vorhandenen Wasserstraßen eine Verbindung mit der Weichsel im Osten bekommen. Es wird sich nach der Fertigstellung des Kanals in diesen südlichen Vororten, unter denen sich heute schon Gemeinwesen mit hunderttausend Einwohnern befinden, wohl eine riesenhafte Fabrikthätigkeit entwickeln.

Der neue Kanal schneidet außerdem fünf der wichtigsten Hauptbahnlinien, die von Berlin ausgehen, nämlich die Magdeburger, Nordhauser, Anhalter, Dresdener und Göttinger Eisenbahn. An den Kreuzungspunkten der Eisenbahnen mit dem Kanal sollen Einrichtungen für den „Umschlagsverkehr“ getroffen werden. M. O. Rl.

„Husch, husch!“

(Bild S. 648.)

Sah ein Vöglein in seinem Nest
Mitten im Wald, auf Dorn und Geiß,
Sah in stiller, behaglicher Ruh,
Müde die Flügel, die Augen zu.

Traten zwei Kinderlein schon heran,
Schaute's mit pochenden Herzen an,
Staunten verwundert auf Nest und Busch,
Flog das Vöglein heraus — husch, husch!

Wohnung suchen und richtiges Finden.

Plauderei

von

Tony Schumacher.

B ich befand mich in der letzten Zeit öfter Male in der Lage, mit verschiedenster Menschen Wohnungen zu suchen, und es war mir merkwürdig, zu beobachten, wie oft geradezu auseinandergehend die Begriffe von wohnlich, zweckdienlich und behaglich sich da äußerten, was alles verlangt und nicht verlangt, für wichtig erklärt und nicht beachtet wurde, und die Erfahrung lehrt, wie wenige es verstehen, wirklich richtig zu wählen.

Um sich ohne Reue für etwas zu entscheiden, was so schwerwiegend, so tief eingreifend nach den verschiedensten Seiten hin ist, wie eine Wohnung, bedarf es so mancherlei Eigenschaften, daß es nicht zu verwundern ist, wenn viele ihr Leben lang „Kammerchen vermieten“ oder „Wie gefällt Ihnen Ihre Nachbarschaft“ spielen und dabei nie zur Ruhe kommen, oder aber, müde von dem ewigen Wechsel, schließlich stoisch da sitzen bleiben, wo sie tatsächlich gerechtfertigten Grund zum Unzufriedensein hätten.

Ich glaube, ein Hauptfehler, den so viele begehen, ehe sie sich auf die Wohnungssuche begeben, ist der, daß sie sich nicht vorher ganz klar machen, was sie eigentlich haben müssen und wollen. Möglichst schön und gut wohnen, ja, das möchte ein jeder, aber daß eine neue Wohnung vor allem den Verhältnissen angepaßt sein muß, und daß diese Verhältnisse bis in die Einzelheiten genau erwogen und möglichst mit dem, was man sucht, in Einklang gebracht werden müßten, daran denken erfahrungsgemäß nicht viele. — Und der zweite Fehler ist der, daß so oft auf die Ursache und den Grund, wegen deren man wechselt und aus einem Hause fortzieht, solch großer Wert gelegt wird, daß man momentan über dem glühenden Wunsch, nur ja diesem Mißstand zu entgehen, gar nicht auf etwaige andre Mängel achtet. Wie oft gerät man da unbedacht aus einem Extrem ins andre. Ein paar Beispiele: Die bisherige Wohnung wäre recht gewesen, man hat eigentlich über nichts zu klagen. Nun kommt ein heißer Sommer, eine Reihe von wolkenlosen Tagen, und wir empfinden auf einmal tief, daß es doch schrecklich sei, gegen Süden zu wohnen. Sonst, in minder heißen Zeiten, haben wir die jeweiligen Sonnenblide als Wohlthat empfunden, nun, bei anhaltender Hitze, ist's allerdings eine Last, und nach kurzem wird dieselbe als einfach unerträglich erklärt. Noch ein paar weitere Glühstage und Schornächte, und man beschließt, zu kündigen.

Warum sollen wir uns auch so quälen, es ist ja nicht nötig!

Unter dem Eindruck von dem, was man leidet, wird nun nach etwas anderm gesucht. Wie herrlich dünken einem da die nach Norden gelegenen Wohnungen, mit der Möglichkeit der weitgeöffneten Fenster, wie verlockend gar ein unter Bäumen und in tiefstem Gebüsch verstecktes Häuschen.

Hier ist gut sein, hier laßt uns wohnen!

Aber wie bald stellen sich die Rekehrten heraus! Die so kurz währende heiße Zeit vergeht, man sieht ein, daß gar keine Sonne noch viel schwerer zu ertragen ist als ein zeitweises Zuviel, daß die nun gegenüberliegende, von der Sonne bestrahlte Wand gleichfalls sehr quälend sein kann, und das idyllische, schattenspendende Häuschen bringt unter Umständen bei Regenwetter Feuchtigkeit und Rheumatismen.

Ein andrer Fall ist, wir wohnen im Zentrum der Stadt. Wir haben uns einst diese Wohnung gewählt, weil es uns praktisch dünkte, allem möglichst nahe zu sein, und waren ursprünglich auch entzückt davon, wie herrlich bequem es ist, den Bäcker und Metzger, den Markt und die Lieferanten, den ganzen übrigen Stadtverkehr so leicht erreichbar zu haben. Aber mit der Zeit gewöhnt man sich an diese Vorteile, sie scheinen uns nun selbstverständlich, und langsam drängen sich die Schattenzeiten auf. Der Lärm, das Wagengerassel, die unvermeidlichen Dünste, die Enge des Horizonts, alles fängt allmählich an zu drücken. Da entstehen draußen vor der Stadt villenartige Häuser. Man schaut zu, spazieren gehend, mit Entzücken, wie sie nach und nach zur Vollendung kommen, mit ihren roten Dächern, grünen Räden und freundlichen Balkons. Man sieht die reizenden Gärten im Blätter- und Blumenschmuck, und man betrachtet mit Neid an schönen Sommerabenden die glücklichen Besitzer und Bewohner, wie sie auf ihren Veranden sitzen oder vor dem Haus und so still in der herrlichen Luft Feierabend halten. Und nun sollen wir wieder zurück müssen in die dumpfe Stadt, in die eignen beschränkten Räume, aus der befreienden Weite in die bedrückende Enge! Wer versteht da nicht, daß aus dem Vergleichen ein Sehnen, aus dem Sehnen ein Entschluß wird, und daß die Betreffenden glücklich, wie von einer Last befreit, aufatmen, wenn sie nun mit Sack und Pack

auch hinausgezogen sind und auch zu den Vielbenedigten da draußen gehören und Landgenüsse mit Stadtleben vereinigen dürfen!

Aber bald wird man inne, daß das doch nicht so leicht geht. Das Bureau des Mannes, die Schule der Kinder ist in der Stadt, und der Weg ins neue Heim muß am Tage viermal gemacht werden, bei jedem Wetter, ob es gießt, ob die Sonne brennt, ob Schnee oder Glätte ist. Die Straße ist noch nicht ausgebaut, infolgedessen permanenter Morast, von dem man in der Stadt wenig merkt. Die Tochter sollte des Abends aus dem Theater oder Konzert oder bei Freundinnen abgeholt werden, — wer thut das? Mutter geht wacker, wenn es spät ist, allein nach Hause, aber mit unterdrückter Angst und Herzklopfen, was da draußen, bei den geschlossenen Häusern und dem heimkehrenden Gesindel immerhin nicht ganz ungerechtfertigt ist, auch ängstigt sie sich ganz anders als in der Stadt, wenn der Vater einmal über Mitternacht oder gar ein bißchen länger ausbleibt. Und die Diensthofen — es ist rein zum Verzweifeln, wie wenig man von diesen mehr hat. Wohl schicken die Lieferanten einem alles ins Haus, wessen man bedarf, aber wie vielerlei braucht man doch plötzlich, ungeahnt, und wie manchmal vergißt man, gerade das Nötigste zu bestellen. Da war's doch sehr geschickt früher, gesteht man sich jetzt ein, wo man von jeder Arbeit weg geschwind das Mädchen das Vermählte holen lassen konnte, wissend, daß sie in einigen Minuten wieder da war. Jetzt muß man mit mindestens einer Stunde rechnen, und dazu die vermehrte Arbeit im Haushalt! Die schönen weiten neuen Räume wollen in Ordnung erhalten, die Parkettböden gewischt, all das Glänzende, Blinzelnde rein gerieben sein. Und dann der Garten! Wer doch auch gedacht hätte, daß solch kleines grünes Fleckchen solche Mühe macht! In den Wegen wächst Unkraut, auf den Sträuchern Raupen und Schnecken, der Rasen muß gepflegt, die Blumen müssen gepflanzt und gehegt werden, und mancher gemütliche Feierabend wird durch die dringende Notwendigkeit, gießen zu müssen, minder gemütlich und zerrissen.

Weit entfernt, daß ich die Vorteile und Annehmlichkeiten einer Wohnung vor der Stadt draußen herabsetzen will, möchte ich nur darauf hinweisen, daß für manche Verhältnisse etwaige Rekehrten in der Stadt noch leichter zu ertragen sind, und ich weiß eine ganze Reihe von Bekannten, die, geblendet durch schöne Aussicht und Reue der Behausung, hinausgezogen und nach einigen Jahren ob der erschwerten Lebensweise wieder hereinkamen.

Viele trösten sich bei der Wahl einer entfernt gelegenen Wohnung: „Die Trambahn ist ja nicht weit, durch sie sind wir auf das bequemste mit der Stadt verbunden!“ Aber wie wenige weiß ich, die nicht nach kurzem schon geklagt hätten:

„Es ist enorm, was dieses ewige Fahren kostet und wie diese zehnpfennigweise Ausgabe im Tag sich summiert. Rechnet ich zusammen, wie viel wir, die Kinder und die Diensthofen das Jahr durch verschahren, so ist die Spekulation der kleinen Miete eine verfehlte!“

Für die bevorzugten Menschen, die im Sommer fort ins Grüne können, oder gar für solche, die einen eignen Landsitz haben und abwechseln, kann man wohl die Regel aufstellen: Wählt eure Winterwohnung möglichst mitten in der Stadt. Dort ganz und hier ganz. In diesem Fall an der Peripherie zu wohnen, ist eine halbe Maßregel, die kein ganzes Behagen der augenblicklichen Situation zuläßt.

Um genau zu ermessen, was uns not thut bei einer neuen Wohnung, muß vor allem genau die Summe ins Auge gefaßt werden, die wir vernünftigerweise vermehren dürfen. Eine alte Regel sagt: den fünften Teil des Gesamteinkommens, und diese Einteilung paßt wohl für alle Verhältnisse. Was mehr für dieses Budget gebraucht wird, muß an etwas anderm wieder abgezogen werden. Ich gestehe, die Versuchung hierfür ist oft groß. Man zieht auf die Suche aus mit der festen Absicht, vernünftig zu sein. Aus Zeitungsannoncen und Wohnungslisten haben wir endlich nur solche herausgeschrieben, die in unsern Rahmen passen. Aber da ist nebenher ein Logis, das so unendlich bequemer zum Einrichten wäre, oder da schwärmt uns eine Bekannte von einem Hause vor mit geradezu himmlischer Aussicht, die wirklich ein paar hundert Mark mehr wert sei, und wieder jemand erklärt mit verächtlicher Miene, in dem oder jenem Viertel oder im dritten Stock etwa zu wohnen, sei unmöglich und unsinnig. Ueberhaupt, was wissen immer die Leute nicht alles zu raten und zu sagen:

„Ziehen Sie doch ja nicht in dieses Haus, die Vermieterin fängt mit jedermann Streit an!“ — dabei ist die Abtrante aber diejenige, die mit niemand auskommt. „Lassen Sie sich nicht durch nette Mitbewohner beeinflussen und übersehen Sie dabei nicht, daß die Treppe kein Parkett und die Küche keine Porzellanplättchen hat!“ — als ob diese beiden Dinge das Wesentlichste wären.

„Ziehen Sie doch ums Himmels willen nicht in das

Viertel, wo das Spital ist. Ich würde mich beim Ausbrechen einer Epidemie zu Tode fürchten!" Daß aber gerade der Bestand eines ganzen Viertels um das Spital her die Ungefährlichkeit desselben beweist, daran denkt diese Dame nicht. — Nicht zu viel dreinreden lassen!

Eine Bekannte von mir, Witwe eines Offiziers, erregte einen Sturm von Entrüstung und Widerspruch, als sie sich ein in einem Garten gelegenes, aber äußerlich unscheinbares Hinterhäuschen zum Wohnen anschaute.

"Wie kannst du eine solch unpassende Wahl treffen? Der Besitzer des Vorderhauses ist ein reich gewordener Krämer, und du, eine Dame von Distinktion, in seinem Rückgebäude! . . . Man wird dich zusammenrechnen mit kleinen Leuten, die derartig wohnen! . . . Wie willst du deinen Freunden zumuten, dich künftig hier zu besuchen, und wie willst du deine Kinder standesgemäß erziehen, wenn du so wenig Rücksicht auf die bestehende Sitte nimmst?"

Die Betreffende ließ sich aber nicht beirren, sie wußte, was sie wollte. Das kleine Hinterhaus im Grünen mit den freundlichen Zimmern, mit den bescheidenen, aber genügenden Nebengelassen, die ihr ganz allein gehörten, mit der Stille und Ruhe, die dort herrschten, war ihr tausendmal lieber als ein Teil jener großen fashionablen Mietshäuser, wo der Hauszins auch für ein bescheidenes Logis bedeutend teurer gewesen wäre. Was kümmerte sie es, ob die Tapeten etwas unmoderner, die Fensterscheiben weniger fein, die Stubenböden von weißem Holz waren. Mit Liebe und Geschmack eingerichtet, sah das Ganze doch gut aus, wie ja überhaupt jeder Bewohner seiner Behausung das Siegel ausdrückt, das er selber führt. Dem reich gewordenen Hausbesitzer und seiner Frau imponierte die ganze Art der Mieterin der allerdings geringsten seiner Wohnungen so, daß sie beide tiefere Blicke vor ihr machten als vor den Bewohnern des ersten Stockes. Und was das standesgemäße Erziehen der Kinder dieser Dame anbelangte, so verwendete sie die Summe, die sie am Hauszins gegenüber einer teureren Wohnung ersparte, zu gründlicher Ausbildung derselben. In dem kleinen eignen Reich, was sie ihnen bereitet, hatte sie Verkehr und Umgang in der Hand, und die Gelegenheit zu Bewegung und Spiel war so reichlich vorhanden, daß auch ohne Reisen und Sommerfrischen, die nicht möglich gewesen wären, die Kinder prächtig gesund und frisch emporwuchsen. Diese Frau wußte eben genau, was sie wollte!

"Das Schönste ist doch, ein eignes Haus zu besitzen, da wird einem nicht gekündigt, da giebt's kein Wohnungssuchen, da kann man sich einrichten, wie man will," sagen die meisten Menschen. Aber wer selber eins hat, weiß, daß neben all den obigen Vorteilen auch viele Nachteile sind, die manchen, der anfangs im Gefühl, Hausbesitzer zu sein, geschwelgt hat, dazu brachten, daß er sich seines Lebens erst recht freute, als er wieder, wie einst, in der Miete saß.

Eigentum bringt Sorge, und es liegt eine, wenn auch etwas drastische Wahrheit in dem bekannten Ausspruch von den zwei glücklichen Tagen, die der habe, der ein Haus erwerbe und wieder glücklich an den Mann bringe. In gewissen Fällen mag's ja so sein, und aus eigner Erfahrung möchte ich denen, die vielleicht neidisch sind auf Häuserbesitzer und die sich mit dem Gedanken eines Kaufs tragen, leise ins Ohr sagen:

"Überlegt wohl, was ihr thut, und bedenkt, daß unter Umständen nicht mehr ausziehen können! schlimmt als ausziehen müssen! Macht auch keine falschen Berechnungen, indem ihr nur an die Einnahmen denkt und nicht an die großen Ausgaben, die ein Haus verursacht!"

"Alles das, was ich kaufen will, ist noch neu, da vergehen Jahre, bis etwas gemacht werden muß!"

Das ist eben das Unrichtige, was ein jeder glaubt! Ein Haus mag noch so neu sein, als es will, so kommen in kurzem Reparaturen, veranlaßt durch Risse, durch Kälte, Wünsche etwaiger Mietsparteien, durch Ein- und Auszug, und wer diesen nicht willfährig ist, der behält seine Wohnungen leer, und wer nicht die kleinen Schäden sofort wieder herstellen läßt, der hat im Handumdrehen große. Es fallen mir ein paar Beispiele ein: Da ist auf der Plattform Wäsche aufgehängt worden. Ein kleiner Rappen oder ein Stück Papier fliegt in die Rinne. Es wird nicht weiter beachtet, aber beim nächsten Regen oder Schnee ist ein Hindernis da, das Wasser kann nicht weiter, es staut sich, läuft am Haus herunter, und in wenig Minuten ist die schön bemalte Vorderseite verwischt und verdorben. O diese Rinnen! — Oder es war kalt. Du hast pünktlich angeordnet, daß sämtliche Hähne der Wasserleitung fest geschlossen bleiben, und du bist auch glücklich über die schlimme Zeit hinübergekommen. Aber am ersten Tahtag glaubt dein Mädchen nun die Gefahr beseitigt, läßt die Vorrichtung außer acht, und ein kleiner, winziger Riß entsteht an der Röhre durch Wechsel der Kälte und der Wärme. Er ist kaum sichtbar, aber im Handumdrehen quillt ein nicht zu hemmender Strahl heraus,

— wohl dir, wenn es gleich bemerkt wird und Hilfe zur Hand ist! Im andern Fall ist aber der Boden deiner schönen Küche, sie mag so nagelneu sein, wie sie will, ruiniert, und der darunter befindliche Plafond desgleichen.

Was alles kann doch über einen ahnungslosen Hausbesitzer kommen! Von der entdeckten Ableitungsfähigkeit des Elektrischen, von Ratten, oder Drudwasser im Keller, von durch Dienstboten eingeschlepptem Ungeziefer in den Kammern, was die halbe Apotheke und endloses Anstreichen bedingt, will ich gar nicht reden, auch nicht von den Kaminen, die nicht ziehen, weil eben die Sonne gerade scheint, und weil eben ein Wind geht, oder weil Regen und Nebel halt drücken. All diese Sachen kann man noch zu den Unannehmlichkeiten rechnen. Ein bedeutend widerwärtigeres Kapitel ist das mit den Ofen und Herden, die bekanntlich fast nie so ausfallen, wie man sich's gewünscht hatte. Entweder geben sie zu heiß, daß man alle Fenster aufreißen und beständig zwischen Erläuterung und Geröstetwerden steht, oder ein prachtvoller Salonofen spendet, in vornehmer Kühle, trotz rasender Kohlenopfer, die man ihm bringt, unbewegt nur zehn Grad Réaumur, oder die Gas- und Petroleumöfen riechen, und die Dauerbrenner explodieren. Alles sehr viel durch Schuld der sie Behandelnden, aber wer will diese eines andern belehren? Unendlich peinlich und ungeahnt kostspielig können auch die Verhandlungen mit jenen gewissen Männern sein, die unterirdisch arbeiten, und denen man im gewöhnlichen Leben aus ästhetischen Gründen gern aus dem Wege geht. Ihre Hilfe ist trotzdem in manchen Fällen höchst wichtig, wo — auch dies kann bei dem neuesten Hause vorkommen — falsche Kanalisation oder Anlage sich durch unliebsame Dünste bemerklich machen, oder wenn im Unverstand Dinge hineingeworfen und gezwängt werden, welche die Röhren verstopfen.

Und nun gar die Sorgen, welche ein Hausbesitzer hat, der vermietet! Ich wußte schon oft in der Stille lachen, wie rasch sich der Standpunkt ändert, wenn aus einem Mietenden ein propriétaire wurde! Vorher heißt es beständig in gewissem, fast feindseligem Ton: "Du was zahlst ich die hohe Miete, der Hausherr muß einfach mir dies und jenes machen lassen, das kann ich verlangen!" Und dieses Verlangen geht oft recht bis an die Grenze dessen, was billig ist.

Und nun dreht sich die Sache plötzlich um, und die kühlfte, diplomatischste, fast misstrauische Reserve tritt ein gegenüber denen, die bei uns eingemietet haben. Wenn dies nur überhaupt schon der Fall ist! Aber da hat man ein Haus mit teurem Geld, vielleicht mit Schulden darauf, gekauft, alles hübsch neu, so wie man's verlangen kann, hergerichtet, und nun kommen fremde Menschen, laufen, ohne viel Worte zu machen, in deinem Eigentum herum, besehen und beschnüffeln es, stellen die taktlosesten Fragen, kritisieren auf die liebloseste Weise, handeln mit dir, als ob du ein Schacherjude wärest, und so du nicht thust, was sie wollen, laufen sie einfach wieder weg, und deine Wohnung bleibt leer stehen. Oder aber du hast nachgegeben, ihr habt euch geeinigt, es sind vielleicht ganz nette Leute, die du hereinbekommst, und du freust dich im stillen darüber. Aber auch die nettesten Mieter werden dem Hausherrn gegenüber zuzeiten unbehaglich sein. Nach deinem guten Geschmack wurde das Wohnzimmer hübsch braun tapeziert, sie wünschen es blau. Du dachtest dir für Wohnzimmer und Salon zusammen einen Dauerbrenner, sie wollen gerade hier schlafen mit einem kleinen eisernen Ofen, und der schöne, ganz neu gemauerte muß wieder weggerissen werden. Desgleichen der Herd in der Küche, da ja bekanntlich jede Frau nur den Herd für möglich erklärt, den sie gewohnt ist. Der eine Boden, der hell, soll dunkel gestrichen werden, die Thür wo möglich schwarz, weil die Möbel so sind, und aus der Speisekammer soll ein Badezimmer, aus diesem eine Garderobe gemacht werden. Du thust alles, nur um zufriedenstellen und um für längere Zeit dann Ruhe zu haben. Aber da kann es dir vorkommen, daß nach einem halben Jahr aus irgend einem Grunde gekündigt wird, und die folgende Partei will den gemauerten Ofen just wieder an der früheren Stelle, Baderaum und verlegte Wasserleitung da, wo sie hingehörte, und sie findet die blaue Tapete und die schwarze Thür horribel, was ihnen nicht einmal unwohlzunehmen ist.

Der schwerste Schlag für einen Hausbesitzer — und der tritt oft ein — ist der, wenn ihm sein Anwesen, sein Haus verbaut wird, die Aussicht, die er gehabt, genommen, die Fenster, die ins Freie gesehen, verbunkelt und sein Gärtchen oder Hofraum unbrauchbar gemacht worden durch irgend ein großes Gebäude, wo möglich mit Fabrikbetrieb, Rauch und Gerassel.

Mit all solchem ist zu rechnen bei Erwerb eines Hauses, und daher die vielen nachherigen Enttäuschungen, und ich malte absichtlich mit etwas starken Farben, weil viele doch gar so leichtsinnig einen Kauf abschließen und solche Möglichkeiten auf sich nehmen.

Aber nun soll auch noch von den Freuden eines

eigenen Besitzes geredet werden, von den großen Annehmlichkeiten eines erbten, erworbenen oder selbst-erbauten Hauses. Das erstere ist wohl das idealste. Wo Eltern, ja vielleicht Voreltern schon gewohnt, da durchzieht den Wohnsitz ein Geist gemeinsamer Familienüberlieferung, — es ist ein erprobtes, berechtigtes, gewohntes Heim.

Von den Wänden tönen liebe Worte, An den Räumen haftet, was dereinst geschah; Leise knarrt, erinnerungsvoll, die alte Pforte, Kinderfüße hör' ich trippelnd gehn.

Lauschend möcht' von dem, wie's damals war, ich träumen, Wiederfinden, was die Welt verweht, — verweht! Vaterhaus, in deinen teuern Räumen Kommt es über mich wie ein Gebet!

"Im eignen Haus — Trägt das Sammeln sich aus." — "Risten und Kasten — Können hier rasten." — "Im Hof, der mein eigen, — Kann ich singen und geigen." — "Im eignen Nest — Hält der Nagel fest." Das sind alles bekannte Sprichwörter und drücken den Stolz und das Behagen am Besitz aus. Herr sein und sich nicht unterordnen müssen, alles nach eigenem Geschmack haben, wissen, daß jeder Nagel, den man schlägt, bleibt, jede Verschönerung und Verbesserung, die man anbringt, voraussichtlich für lange ist, und volle Freiheit der Bewegung für sich und die Kinder haben, das sind unschätzbare Vorteile. Und dabei gedenke ich noch an etwas, das nicht wesentlich, aber immerhin schön ist! Wer sein Leben lang in der Miete wohnt, wie die meisten Menschen, dem ist es nie vergönnt, lieben alten Dingen einen Raum zu gestatten. Unabsehbar muß immer wieder bei jedem neuen Umzug gefichtet und hergegeben werden, und auf die nächste Generation überkommen so selten mehr Erinnerungsgegenstände von einst! Keine Wiege mehr mit verblühtem Vogentuch, in der Vater und Mutter geruht, keine Spielsachen mehr, mit denen die Onkel und Tanten sich vergnügt, keine geheimnisvolle Kiste mit alten, vergilbten Papieren, kein Schränkchen mit den lieben einstigen Schulbüchern und Hefen, keine alten, ausgerangierten, aber doch so interessanten Koffer, Kinderwägelchen, Puppenstuben, Lehnstühle! Was ist's um solch eine weite, gute, geräumige Kumpellammer im eignen Haus. 's ist eine Chronik mit großen Lettern, jedem Kinde, dem kleinsten verständlich, und für die Großen zum Lesen erbaulicher, lehrreicher und erquicklicher als manchmal das Neueste und Modernste, was unten in Salon und Prunkzimmer seinen Ehrenplatz hat.

Wohnung suchen und richtiges Finden! Ein klarer Kopf, ein kluger Blick, aber auch ein weites, warmes Herz und dann ein reibliches Wollen gehören dazu!

Wenn du dir klar gemacht, in welche Gegend du ziehen willst, welche Preislage du dir gestatten, was du etwa dafür beanspruchen kannst, so schaue dir die einzelnen Logis mit praktischem Blick an, was gerade für dich zweckdienlich ist.

Daß dir nichts vorreden, wenn du dich nicht selbst überzeugst.

Frage zuerst bei der jetzigen Partei, warum sie auszieht — du hast ein Recht dazu —, aber laß dich nicht auf ihre Schwärzereien ein über die Hausbesitzer und andre Hausgenossen, es läuft da oft so viel persönlich Gehässiges mit unter. Erkundige dich anderweitig, wo du kannst, aber offen, nach den Menschen, mit denen du in Zukunft vielleicht zusammenleben wirst, das ist wichtig und kann nie verkehren, auch wenn es die Betreffenden erfahren. Sachlich kannst du bei den dich etwa herumführenden Hausbesitzern wohl nicht zu viel Fragen stellen, auch nach dem scheinbar Geringfügigsten, was bei einem Einmieten unter Umständen aber wesentlich werden kann, und es ist besser, du nimmst sie jetzt ein bißchen länger in Anspruch, als du ziehst nachher, enttäuscht, bald wieder aus.

Frage ungeniert nach Mäusen und Motten, nach Wanzen und Rissen. Schaue dir genau die Gefindekammer an, und steige hinab in die Waschküche und in den Keller, von den Zimmern spreche ich nicht, weil deren gründliche Befichtigung selbstverständlich ist.

Nimm auch ein Maß zu den Wandflächen mit, auf daß dir's nicht geht wie zwei alten Schwestern, die ich kenne, in deren auf ein halbes Jahr gemieteten Schlafkammern nur zwei Centimeter zur Bettlänge fehlten, was aber genügend war, um die Lagerstätten eben nicht hereinzubringen.

Vergiß über dem Innwendigen nicht, die Fenster aufzumachen und die Umgebung zu prüfen, aber nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit der Nase.

Und nun, nimm nicht gleich eine Wohnung, wenn sie dir gefällt, und wenn du noch Zeit zum Zuhalten hast, — es könnte dir eine zweite und dritte doch noch besser gefallen. Aber wähle auch nicht zu lang, es schwächt sich so leicht die Urteilskraft dabei ab, und verlange vor allem nichts Unmögliches. Auch hier giebt's nichts Vollkommenes, sondern du wirst etwaige Schattenseiten gegeneinander abzuwägen haben.

Ich wiederhole, was ich am Anfang gesagt: Mitten



Einzug der Christkinds in Passau. Nach dem Gemälde von Ferd. Wagner.

Photograbung von H. Schmitt, Berlin.

in der Stadt giebt's eben gewöhnlich keine Fernsicht, und wo diese sich öffnet, hat's meist mit der Geschäftslage ein Ende. Daß dich nicht durch große Räume verlocken, wenn du wenig Bedienung hast, sie kommen dich nachher teuer zu stehen, und verzichte auf etwaige Neuheit und Frische, wenn du in einem alten Hause ein dir sonst zusagendes Heim findest. Bleibe nicht an Nebensächlichem hängen, wo die Hauptsachen klappen, und setze einem Hausherrn nicht sein Besitztum herunter, weil es dir nicht gefällt, oder gar, um einen billigeren Mietzins zu erzielen.

Und nun hast du gefunden und gewählt, und ich müßte mich eigentlich mit Zug zurückziehen, denn die Plauderstunde über obiges ist vorüber. Aber ich interessiere mich jetzt so warm für dein neues Heim, daß ich nur noch ein ganz klein bißchen hineinschauen und dich besuchen möchte.

Ei, wie hübsch und praktisch und behaglich ist das alles geworden, ich muß nur staunen. Doch wie sagst du? Ein häßlicher Rauch verderbe dir deine Aussicht? Aber das ist doch wohl nur zeitweise, und es ist etwas, was man eben in der Stadt dreinnehmen muß. Ein wenig schwerer zu ertragen ist das Hämmern und Klopfen, das stundenlang zu dir herüberbringt. Das kann zur Prüfung werden, und ich begreife, daß dich das, besonders im Anfang, oft ordentlich unglücklich macht. Aber ich vermag dir zum Trost zu erzählen, daß man an solch gleichmäßig monotone Geräusche sich nach und nach so gewöhnt, daß man sie gar nicht mehr hört. Ich wohnte einst in der Nähe der Eisenbahn und glaubte schon ausziehen zu müssen, weil mich das Gepfeife, Gellengel und Geraffel ganz krank machte. Aber ich überwand's, wie man etwa einen physisch nicht ganz normalen Zustand auch überwindet, und, wer sollte es glauben, als ich einige Jahre nachher in eine ganz stille Gegend zog, beunruhigte mich die Ruhe.

Wie gedenkst du es mit dem Klavierspiel deiner Töchter den Nachbarn gegenüber zu machen? Du meinst, da sei gar nichts zu bedenken, das Musizieren müsse eben einfach gegenseitig in der Stadt ertragen werden? Dem stimme ich aber nicht so unbedingt bei. Du hast drei sich übende Kinder, dein Gegenüber hat aber vielleicht gar keine und treibt selber keine Musik. Da ist's mit der Gegenseitigkeit ungleich bestellt, und ihr könnt denen drüben ja zu einer wahren Qual werden. Es ist mir selber einmal so ergangen, und ich möchte nur wünschen, daß ähnliche Mißlagen alle ein solch gutes, befriedigendes Ende finden möchten wie meine damalige.

Ich hatte lange Zeit vollständig ruhig und still gewohnt, was Musizieren anbelangte, und war darinnen sehr verwöhnt, bis eines Tages das alte Fräulein, das in der Stube mir gegenüber lebte, starb. Als etliche Wochen danach ein Möbelwagen vor dem betreffenden Hause hielt und ihm ein Klavier entnommen und hinaufgetragen wurde, so ahnte mir schon nichts Gutes, da ich die dumme Eigenschaft habe, bei Musik irgend welcher Art absolut nicht schreiben zu können. Meine Beunruhigung nahm zu, als meine Jungfer mir kurz darauf erzählte, die Neueingezogene da drüben bestände aus einem alten Ehepaar und einer Tochter, die Klavierstunden gebe. Und richtig, nach zwei Tagen schon fing es in der Frühe an mit Etaken, es ging über in Czerny und Bertini, es versuchte sich an Mozart, es kimperte Walzer und Volksliedervariationen, es zerquälte sich am Intermezzo der „Cavalleria rusticana“, und es sündigte an Beethoven. Und dazwischen laum eine Pause von fünf Minuten, in der flüchtig ein müde und abgespannt aussehender Mädchenkopf lustschnappend am Fenster erschien.

„Das Fräulein ernähre die Eltern mit ihrem Stundengebühren, sie habe oft furchtbare Kopfschmerzen, aber sie müsse eben weitermachen, da helfe nichts!“, berichtete mir wieder meine Jungfer, als sie mir wohl ansah, daß ich etwas fassungslos an meinem Schreibtisch saß und meine Gedanken vergebens zusammenzubringen suchte. Was thun? Ein paar Tage verließen elend, ich erfuhr und verworf allerlei Pläne und wählte mein Arbeiten schon für immer unmöglich gemacht — da überkam's mich: dagegen thun kannst du nichts. Also wappne dich mit Ruhe und probiere, ob dir's nicht gelingt, dich daran zu gewöhnen, wie einstens an die andern Geräusche! Und wenn ich's auch nicht so weit brachte wie ein Bekannter, der beharrlich behauptet, man kann, wenn man ernstlich will, seine Ohren verschließen, so vermochte ich doch mit der Zeit nimmer die Einzelheiten zu hören, und es ging wieder mit dem Schreiben, wenn auch manchmal unter Seufzen. Aber nun, o große Not — was war das? Ich hatte mich an einem Sommermorgen so recht behaglich hingesezt, war früher als sonst aufgestanden, um mit meinen Lesern so recht frisch und vergnüglich schriftlich plaudern zu können. Drüben spielte ein kleines Möbel zwar schon seine Tonleitern, C-dur und G-dur, und auch die ihr noch Hindernisse bietenden Mollskalen herunter, aber das störte mich weiter nicht. Da plötzlich erscholl — es mußte dicht neben der Klavierstube sein — ein

Solfeggio und dann noch eins, im kräftigsten, unternehmendsten Bariton gesungen, und diesen folgten Rufe und Triller, ein jeder mindestens zwanzigmal angelegt, bis er tadellos ausgeführt wurde. Und darauf — o, wie schön wäre das in einem Konzert gewesen — folgte in den schmelzendsten Tönen um Ketras Liebe, die zwei Grenadiere zogen unter den Klängen der Marseillaise nach Frankreich, der Vater im „Grillkönig“ ritt, das Kind wimmerte, die Votosblume ängstigte sich, und Löwe „Lord Douglas“ erklärte in sieben Versen, er ertrage es nimmermehr! — Ja allerwege, aber ich auch nicht, und vollständig geknickt vernahm ich die Kunde, die Eltern der Klavierlehrerin hätten, weil's ja doch „in einem Hause“ einen, in einem Sänger in die „Asterie“ genommen, einen, in einem ging das nicht hin, das fühlte ich, und ich wußte auch, den ganzen Sommer hindurch, solange diese zwei großen, weiten Oeffnungen da drüben offen standen, würde ich nun eben einfach nicht arbeiten können, denn kein Nachbar hat das Recht, dem andern zu gebieten, seine Fenster zu schließen. Aber darum zu bitten! Dieser Gedanke fuhr mir plötzlich durch den Kopf, und schnellstens führte ich ihn aus. Meinem Gut ausweichen, über die Straße gehen, die dortige Treppe hinaufsteigen und unter den mutgebenden Klängen „Ich trag' es länger nicht mehr“ bei den erstaunten Nachbarn eintreten, war die Sache von wenigen Minuten. Und ganz kurz brauchte ich auch, um den Grund meines Kommens zu erklären. „Wir alle müssen arbeiten, Sie, der junge Mann und ich; wie machen wir's nur, daß wir einander wenigstens möglich stören?“ schloß ich, höflichst fragend, und war gerührt, welch teilnehmendes Verstehen und Mitleid ich sofort fand.

„Aber natürlich darf das nicht sein, daß Sie durch uns oder durch den Herrn R. irgendwie inkommodiert oder gar in Ihrem Beruf gehindert werden.“ Tochter und Eltern berieten sofort eifrig, was thun, wobei ich versicherte, daß das Klavierspiel zu ertragen sei, nur nicht beides zusammen, was aber, wie ich fürchte, am Ende nicht zu ändern sei?

Nein, das war nicht zu ändern. Aber die lieben Leute baten gleich nach meinem Besuch ihren jungen Mieter, das Klavier von vorn mehr in die Mitte des Zimmers schieben zu dürfen, was für mich schon sehr viel ausmachte. Er selbst fing von da an jetzt immer statt gegen das Fenster in das Zimmer hinein, eine kleine Rücksicht, die außerordentlich wirksam ist. Meine Klavierlehrerin aber schließt, wenn's gar zu stürmisch oder unmelodisch drüben hergeht, ihre Fenster — für gewöhnlich würde das ihr armer Kopf ja nicht ausfallen —, und der Sänger, der ein wirklich wohl-erzogener junger Mensch ist, thut's auch. Ich aber desgleichen hüben, und so geht's mit ein bißchen rücksichtlichen Substanz, und herrlich. Wenn aber Feierabend ist, so kommt's manchmal vor, daß wir drei Nachbarn zur selben Zeit unsere Fenster öffnen. Dann nicken wir uns zu, ich dem jungen Künstler ganz besonders verbindlich, denn jung sein und ein Opfer bringen, ist selten beizumennen. Und er weiß längst, daß er nun, wo die Tagesarbeit vorüber, für mich seine Fenster nicht weit genug aufmachen kann, und daß sämtliche Graf Lunas, „fliegende Holländer“, Escamillos und wie sie alle heißen, und das, was sie singen und klagen, mich jetzt nicht mehr ärgert und quält, sondern freundlich freud und erquickt, wie auch er und das Fräulein gern manchmal eines meiner neuen Bücher oder meine Artikel lesen, die ich ihnen hinüberschicke!

Ein Lied ohne Worte.

(S. 630.)

Hans Volkmer's stimmungsvolles Gemälde erinnert uns an Jean Paul's treffendes Wort: „Die Nachtigallen am liebsten vor einem Echo schlagen, so spricht unser Herz am lautesten vor Tönen.“ Ueber den Baumwipfel des in Dunkel gehüllten Parks, durch die der laue Abendwind säuselt, funkeln die Sterne. Auf der Terrasse, von der eine Treppe zu den Parkanlagen herunterführt, hat sich ein junges Paar in dem Zauber der Sommernacht zusammengesunden. Der junge Mann, in der höchsten Tracht der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, spielt ein schmelzendes Madrigal auf seiner Geige. Die Schöne hat das Notenblatt, welches ihre Linde hält, in den Schoß sinken lassen. Sie stützt den Kopf auf die Rechte und lauscht mit Entzücken der Weise, die den Saiten entquillt. Viel eindringlicher und ausdrucksvoller als Worte es vermöchten, kündet ihr diese einschmeichelnde Melodie das Geheimnis seines Herzens, das er ihr bisher noch nicht zu enthüllen wagte. Wir lesen es in ihren Augen, daß sie dieses „Lied ohne Worte“ versteht:

„Solches Bitten, mild Verlangen.
Wie es sich zum Herzen spricht!
Durch die Nacht, die mich umfängt,
Blickt zu mir der Töne Licht.“

Im Bäckerhaus.

Roman

von

Rudolf Sirschberg-Jura.

12.

Die ärztliche Beaufsichtigung von Böckels Bäckerei machte tatsächlich in der ganzen Stadt viel von sich reden. Die Zeitungen waren von Gustav geschickt bearbeitet worden, sie rühmten die echt moderne und menschenfreundliche Gesinnung seiner Geschäftsleitung und lobten natürlich bei dieser Gelegenheit auch den jungen Doktor Kronemann selbst, der die Absichten seines Bruders in so verständiger und wissenschaftlicher Weise verwirklichte.

So sah Heinrich, wenn ihn die Untersuchung der ihm vorgelegten Proben auch täglich nur wenige Stunden beschäftigte, doch jetzt eine nützliche Verwendung und ehrenvolle Anerkennung seiner Kenntnisse, und er fühlte zum erstenmal, wenn auch in noch so bescheidenem Maße, die Befriedigung einer erfüllten Berufspflicht.

Den Schmerz um sein veräußertes und verlorenes Viebesglück freilich vermochte nichts zu heilen. Aber ihn tröstete die Arbeit. Wenn er die ihm vorgelegten Teigproben gewissenhaft untersucht hatte, beschäftigte er sich in seinem kleinen Laboratorium mit allerhand andern bakteriologischen Forschungen, und seit er einen Bäckergehilfen, den er wegen eines schlimmen Fingers behandelt, zu Gustavs großem Ärger mehrere Tage aus der Backstube ausgeschlossen hatte, beobachtete er mit besonderer Vorliebe und Aufmerksamkeit die gefährlicheren Arten der Wundbakterien.

Gustav freilich schüttelte nur lächelnd den Kopf, wenn er die mit einem Watterpfropfen verschlossenen und mit Nährgelatine gefüllten Reagenzgläser betrachtete, in denen ganze Kolonien der tödlichen Krankheitserreger üppig wucherten. Denn daß Heinrich bei diesen wissenschaftlichen Spielereien irgend ein neues Heilmittel entdeckte, oder sonst eine nützliche Erfindung machen könnte, an diese Möglichkeit glaubte er nicht.

Doch war er zufrieden, daß er dem Bruder mit seiner Scheinthatigkeit eine befriedigende Beschäftigung verschafft hatte und daß die Bäckerei mit dieser neuen Kellame viel Erfolg hatte. Zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, ist ja für einen Geschäftsmann immer eine ganz besondere Freude, und dieselbe Freude eines doppelten Vorteils hatte er auch an der Uebernahme des Badengeschäfts durch die rote Leonore. Der Laden ging vorzüglich, und Gustav hatte täglich Gelegenheit, von der schönen Pächterin einen schönen Dank entgegenzunehmen.

Als Mutter Böckel, dank der aufopfernden Pflege Johannes und Tante Hedwigs, von ihrer Krankheit verhältnismäßig rasch wieder genesen war und sich ihre Fieberträume von allerhand geschäftlichen Sorgen und Mißlichkeiten verflüchtigt hatten, da war sie beinahe unangenehm überrascht, daß während ihrer Krankheit auch ohne ihre thätige Mitwirkung alles seinen ruhigen, geordneten Fortgang genommen hatte.

An ihre Entbehrlichkeit im Geschäft und an ihr vollständiges Ausscheiden daraus hatte sie sich zwar schon vor ihrer Krankheit wohl oder übel zu gewöhnen versucht. Aber daß auch die Einrichtung der Villa durch das Fehlen ihrer Mitwirkung nicht ins Stocken geraten, sondern im Gegenteil rascher vorwärts gegangen war als zuvor, das empfand sie fast als eine persönliche Kränkung. Selbst wenn ihr der Arzt nicht einstweilen noch äußerste Unthätigkeit vorgeschrieben hätte, wäre es ihr fast unmöglich gewesen, ihre Kräfte an der Villa noch irgendwie zu betheiligen. Denn es war alles fertig bis auf einen Teil der Möbelleieferung, mit der der gewissenhaft und langsam arbeitende Meister Bärner noch im Rückstand war.

Diese Unmöglichkeit, ordentlich zu arbeiten und zu kommandieren, war ihr recht schmerzhaft. Noch vor der völligen Wiederkehr ihrer Kräfte regte sich bereits wieder der alte Thätigkeitstrieb in ihr, dessen Rastlosigkeit die schwere Krankheit nicht zu mindern vermocht hatte. In dieser Beziehung war sie ganz der Alte geblieben in ihrem lebhaften Selbstbewußtsein und ihrer unermüdbaren Schaffenslust.

Nur in ihr Gemüt war jetzt eine größere Milde eingeleitet. Sie vergaß bisweilen den Jähren gegenüber die frühere salbungsvolle Form ihrer Freundlichkeiten, bekam aber dafür oft Anwandlungen von echt herzlicher Güte und zartester Rücksichtnahme. So ließ es ihr zum Beispiel that, daß ihr Gatte die Villa ohne sie fertig gemacht hatte, so schob sie doch diese Uebergehung ihrer Person nur einer unverzeihlichen Ungerechtigkeit des Schicksals zu und bedankte sich ganz aufrichtig bei ihrem guten Martin, der alles so sorgfältig ihren Wünschen und ihrem Geschmack entsprechend ausgeführt hatte.

Innige Dankbarkeit aber brachte sie Johanna und Tante Hedwig für ihre aufopfernde Liebe entgegen.

Sie überlegte sich die herrlichsten Hochzeitsgeschenke für ihre künftige Schwiegertochter und dachte dabei fast gar nicht mehr an den prächtigen Eindruck, der vielleicht mit solcher Gabe zu erzielen war, sondern sie suchte thätig mit liebevoller Sorgfalt Johannas Geschmack und Bedürfnis zu erforschen.

Tante Hedwig gegenüber empfand sie plötzlich ein wenig Gewissensbisse. Denn sie erinnerte sich, daß dieser die prächtigen lila Tapeten mit Goldleisten doch nicht ganz nach Wunsch gewesen waren. Sie hatte jetzt große Lust, die von ihrer Schwester früher gewünschten gelben Tapeten darüber kleben zu lassen. Diese Lust wurde noch genährt durch die Freude, somit doch noch etwas ändern und erneuern zu können. Aber die gute Tante Hedwig sträubte sich beinahe entsetzt gegen den sündhaften Vorschlag, die guten teuren Tapeten mit billigeren zu überkleben. Sie versprach, sich an die ihr verhasste Farbe ganz sicher zu gewöhnen, und sie war auch selbst überzeugt, sich in den nach Frau Völkels Angaben eingerichteten Zimmern mit der Zeit ganz wohl fühlen zu können.

Diese Hoffnung erwies sich allerdings in einer sehr unerwarteten Weise als trügerisch.

Wahrscheinlich durch die aufreibende Pflege ihrer Schwester überanstrengt, legte sie sich plötzlich selbst aufs Krankenbett, und bei ihr war alle treue Liebe und Sorge vergebens. Nach wenig Tagen starb sie eines sanften Todes, der den Ihrigen nach dem kurzen Krankenlager sehr unerwartet kam. Tante Hedwig war bis zur letzten Stunde so geduldig und heiter gewesen, daß niemand an Todesgefahr geglaubt hatte.

Nur ihr selbst war das Ende ohne Schrecken und ohne Ueberraschung gekommen. Wohl vorbereitet war sie in festem, seligem Glauben verschieden, und in ihrem Nachlaß fand sich sogar ein in aller Form Rechtens aufgesetzter letzter Wille.

Sie erklärte darin mit rührenden Worten, daß ihre reiche Schwester auf die Erbschaft ihres kleinen ersparten Vermögens wohl nicht angewiesen sei, und sprach die Hoffnung und Bitte an sie aus, sie möge ihr verzeihen, wenn sie ihre gesamte Hinterlassenschaft hiermit Fräulein Johanna Winkelmann, der Braut ihres Neffen Hans Vökel, vermache. „Der Zweck dieser meiner Verfügung“, so lautete der Schluß des Schriftstücks, „ist der, meiner lieben Johanna eine eigne Aussteuer und somit die Möglichkeit einer baldigen Vereinigung mit meinem guten Hans zu geben. Mit den besten und innigsten Wünschen für ein recht gesegnetes, glückliches Leben des jungen Ehepaares werde ich mein Leben beschließen. Der Tod einer alten Tante wie ich ist kein gerechter Grund zu großem Schmerz. Ich folge gern, wenn mich Gott zu sich ruft, und so wäre es auch gar nicht in meinem Sinn, wenn sich Johanna und Hans durch die Trauer um mich etwa an einer Beschleunigung der Hochzeit hindern ließen. Denn es ist nicht meine Absicht, ihre Vereinigung hinauszuschieben oder zu erschweren, sondern sie zu erleichtern. Gott segne sie.“

Eine innige Dankbarkeit des Brautpaares mischte sich nun in den wehmütigen Schmerz um Tante Hedwigs Tod, und als die beiden ihrem Sarge folgten, war es ihnen gar nicht, als ob die Verstorbene von ihnen gegangen sei, sondern als ob sie noch bei ihnen weile und sie noch über das Grab hinaus mit ihrer zarten Teilnahme und Fürsorge umgäbe.

Als ihnen Gustav jedoch seine Glückwünsche zu der unverhofften Erbschaft darbrachte und sie lachend aufforderte, sofort das Aufgebot zu bestellen, damit sie in zwei Wochen verheiratet sein könnten, da fühlten sie sich von seiner herzlosen Art aufs tiefste verletzt, und Hans erwiderte ihm: „So eilig ist es bei uns jungen Leuten doch nicht, daß wir uns auf dem Sarge einer alten Frau gleich die Hochzeitstafel decken müßten. Wenn unser Schmerz um ihr Hinscheiden auch nicht bitter ist, denn ihr ist jetzt wohl, so ist er doch ehrlich, und wir können uns schon noch ein paar Wochen oder Monate Zeit nehmen, um unser Nest erst in Ruhe auszubauen und dann mit aufrichtigem Dank für unsre entschlafene Wohltäterin darin unsern Einzug zu halten.“

Noch empörter über Gustavs Vorschlag sofortiger Hochzeit waren jedoch die Eltern Vökel, besonders die Mutter. Erstens gingen den werten Herrn Kronemann doch ihre Familienangelegenheiten gar nichts an, und zweitens war nach ihrem Dafürhalten bei jedem Todesfall ein volles Trauerjahr unerlässlich notwendig. Vor dessen Ablauf war also nach ihrer Meinung an Hochzeit gar nicht zu denken. Weniger streng dachte in dieser Beziehung Vater Martin. Er machte den ausdrücklichen Wunsch der Verstorbenen geltend, der doch auf baldige Vermählung der jungen Leute gerichtet war, und sagte schließlich: „Weißt du, liebe Lina, es ist nur gut, daß die gute Hedwig deine übertriebene Gewissenhaftigkeit in dieser Beziehung nicht gelehrt hat. Ich glaube, sie hätte sich sonst gar nicht zu sterben getraut.“

Hans und Johanna beteiligten sich an dieser Streitfrage einstweilen nicht. Sie gedachten es der Zeit zu

überlassen, die der sonst so mild gewordenen Mutter diese etwas starre Meinung schon noch nehmen würde. Noch weniger kümmerte sich Meta um die Frage. Denn diese war vollauf damit beschäftigt, durch allerhand kleine Kunstgriffe und klug berechnete Bemerkungen oder thätigliche Veranstaltungen die Stimmung in der Familie für ihren angebeteten Gustav zu verbessern. Doch hatte Gustav dem Vöckelschen Vertrauen wiederholt zu schwere Enttäuschungen bereitet, als daß es jetzt so leicht gewesen wäre, ihm das gründlich verschätzte Wohlwollen wieder zu gewinnen.

Auch waren Vöckels jetzt für derartige Bearbeitungen ihrer Gemüter nicht sehr zugänglich, weil sie nach Ordnung von Tante Hedwigs Nachlaß immer eifriger mit dem Einzug in die Villa und einer dafür geplanten Feier beschäftigt waren. Denn einen anständigen Festschmaus hielt Frau Vökel mit den Erfordernissen der Trauer durchaus vereinbar. Verboten schienen ihr in dieser Zeit nur Hochzeiten, sowie der Besuch von Theatern, Bällen oder ausgesprochenen Vergnügungsgesellschaften. Mit dem Verzicht auf derartige Lustbarkeiten glaubte sie dem Andenken der Verstorbenen ein schuldiges und dieser selbst wohlgefälliges Opfer zu bringen. Um wirklich längere Zeit oder gar ein ganzes Jahr hindurch zu klagen und zu weinen, dazu war ihr Sinn zu gesund und thatkräftig. Aber in der Erinnerung an ihre vielleicht bisweilen etwas lieblose Behandlung und Ausbeutung der guten Tante Hedwig war ihr das Gewissen erwacht, und sie wollte das nun alles durch recht sorgfältige Beobachtung der vorgeschriebenen Trauersitte wieder gut machen.

Daß man jedoch während des Trauerjahres nicht seine Wohnung wechseln und den Einzug in ein andres prächtiges Heim nicht durch eine entsprechende vornehme Feier festlich begehen dürfe, davon stand nirgends etwas geschrieben. Es war ja auch nicht ihre Absicht, dabei Tanz oder dergleichen lärmende Vergnügen zu veranstalten. Junges Volk sollte überhaupt fast gar nicht geladen werden, sondern ältere, würdige Herrschaften, die es zu schätzen wußten, wenn Speise und Trank von dem vornehmsten und teuersten Traiteur der Stadt geliefert wurden.

Ueberhaupt hielten Vöckels und vor allem die Mutter Vökel die Einweihung der Villa für die schicklichste Gelegenheit, um sich in die vornehme Gesellschaft einzuführen. An den Kommerzienratstitel war zwar vorläufig vor der Eröffnung der Dampfbrotbäckerei und der damit verbundenen Arbeiterwohnungen, also vor nächstem Frühjahr, nicht zu denken. Aber als Besitzer einer geschmackvollen, modernen Villa in der Löhnitz, als Besitzer einer großen Bäckerei, die man vornehmweise von einem zu diesem Zweck aufgenommenen jüngeren Teilhaber betreiben ließ, ohne sich näher um die Einzelheiten zu kümmern, war man doch schließlich den benachbarten Villenbesitzern ebenbürtig.

Es kam nur darauf an, sie zur Anerkennung dieser Ebenbürtigkeit zu bringen, und dieser Gedanke war es, der Vöckels sehr beschäftigte. Viel Zeit war nicht mehr zu verlieren; denn im Winter macht sich die Einweihung einer Villa nicht gut; es mußten unbedingt die schönen, sonnigen Herbsttage noch dazu benutzt werden.

Anfangs hatte sich Frau Vökel gefordert, Hans möchte auf seinem früher einmal geäußerten Wunsch bestehen, mit dem Einzugsfest in die Villa seine Hochzeit zu verbinden, unter dem Vorwand, wenn der Einzugschmaus nicht gegen die Trauer verstoße, sei auch die Hochzeit unbedenklich. Aber Hans dachte gar nicht daran. Die großartige Festlichkeit, die seine Mutter plante, wäre ihm für die ruhige, ernste Feier seiner Vermählung viel zu prächtig und geräuschvoll gewesen.

So brauchte Mutter Vökel keine Furcht zu haben, die Einweihung in ein bürgerliches Familienfest ausarten zu sehen, sondern konnte mit Zuversicht daran arbeiten, ihr das Gepräge einer Gesellschaftsfeier vornehmen Stils zu geben.

13.

An den vornehmsten Bekanntschaften fehlte es Vöckels nicht. Schon seit Jahren verkehrten in ihrem Laden die Vertreter der feinsten Kreise, aber wenn Frau Vökel ihre gesellschaftlichen Beziehungen zu all diesen Vertretern der Aristokratie ganz gewissenhaft prüfte, so konnte sie ehrlicherweise die Thatsache nicht übersehen, daß sie leider noch nicht auf dem Besuchsfuße mit ihnen stand. Dieser Fehler war ja schließlich nur eine unbedeutende Kleinigkeit, aber doch eine Kleinigkeit, die unbedingt nachgeholt werden mußte, wenn aus den Bekanntschaften irgend welche brauchbare Folgen gezogen werden sollten.

Glücklicherweise wohnten nun eine ganze Anzahl dieser für den näheren Verkehr zu erobernden alten Bekannten in der Nähe ihrer neuen Villa, und da bot denn der Einzug in diese einen willkommenen und durchaus schicklichen Anlaß, den verkehrten Nachbarn in aller Form einen Antrittsbesuch zu machen.

Hans beteiligte sich bei diesen Antrittsbesuchen nicht. Er behauptete, dazu weder berechtigt noch verpflichtet zu sein, weil er ja in diese neue Nachbarschaft nicht mit einzöge. Um so eifriger war aber Meta, und sie sorgte mit ihrem großen Anpassungsvermögen an die Umgangsformen der feineren Kreise dafür, daß die Eltern ihre schwierigen Angriffe auf dem ungewohnten Boden mit leidlichem Anstand zu Ende führten.

Es fehlte zwar nicht an etwas bedenklichen Auftritten von unfreiwilliger Komik, und namentlich der Mutter Vökel entschlüpften bisweilen einige ehrliche Wendungen, die an den braven Moulinet erinnerten, der im „Hüttenbesitzer“ der Frau Marquise von Beauclieu in so würdiger Weise seine Aufwartung macht. Aber im allgemeinen konnten sich Vöckels doch rühmen, wohlwollend aufgenommen zu werden, und sie wußten die notgedrungene Freundlichkeit der von ihnen heimgesuchten Herrschaften schlau zu benutzen, um immer gleich ihre höfliche Einladung zur Einweihung ihrer Villa anzubringen.

Sie ließen dabei in weltmännisch nachlässiger Art durchblicken, daß ihnen gar nicht so bedächtig an einem vorherigen Gegenbesuch gelegen sei, daß sie vielmehr das Erscheinen zu ihrem Einzugschmaus als Gegenbesuch ansehen würden. Gleichwohl fanden jedoch die ersten der auf diese Weise Eingeladenen fast alle den Mut, durch eine Reife oder sonstwie an diesem Tag behindert zu sein.

Da wandte Meta bei den folgenden Besuchen die Kriegsklist an, aus den Ahnungslosen all ihre Pläne über die Verwendung der nächsten schönen Herbsttage herauszulocken. Wenn dann meist die Erklärung erfolgte, man könne das milde Wetter jetzt doch nirgends besser genießen als hier in der Löhnitz und man habe daher gar keine auswärtigen Absichten gefaßt, dann warf Mutter Vökel den in die Falle Gegangenen das Netz ihres Einzugschmauses über den Kopf und zog sie so unrettbar in den der Erweiterung und Aufbesserung bedürftigen Freundeskreis.

Aus diesem Netz war ohne grobe Unhöflichkeit eine Befreiung zunächst unmöglich. Denn Herr Vökel war immerhin ein angesehenener, reicher Geschäftsmann, und wenn sich dieser zur Ruhe setzte und hier als Nachbar eine Villa bezog, so erschien es unzulässig, seine freundliche Einladung ohne einen anständigen Vorwand zurückzuweisen.

So eroberten Vöckels auf ihren Raubzügen eine ganze Anzahl wertvoller Zusagen, und wenn sie zunächst auch die Familien mit heiratsfähigen Söhnen klugerweise möglichst schonten, um keinen Verdacht zu erwecken, so schien doch durch die einmal geschaffene Befreie auch ein weiteres Eindringen in das Reich der erwünschten Schwiegerjöhne später leicht zu bewerkstelligen. Es war also Aussicht vorhanden, Metas empfänglichen Sinn für alles tadellos Schöne und wahrhaft Elegante vielleicht mit der Zeit erfolgreich auf einen noch würdigeren Gegenstand hinzulenken, als es der freche Herr Kronemann war.

Meta lächelte allerdings im Innern über derartige Hoffnungen ihrer Eltern und wartete sehnlich auf den Tag, an dem sie Gustav zu seiner Frau machen würde.

Dieser hatte jetzt als Teilhaber der angesehenen Firma Vökel genug Kredit, um auch außerhalb des gemeinsamen Geschäfts seine kaufmännischen Gaben nützlich bethätigen zu können, und er hatte mit allerhand Spekulationen, die er zunächst in kleinerem Maßstab unternahm, immer glänzendere Erfolge.

Vater Martin freilich war über die Börsemännchen seines Teilhabers nicht sehr erfreut und lehnte sich nach der Zeit, in der er nach Gründung der Aktiengesellschaft oder durch sonst eine finanzielle Auseinandersetzung nichts mehr mit diesem bedenklichen kaufmännischen Genie zu thun haben würde. Doch hatte er vorläufig noch nicht viel Ruhe, um dieser Sehnsucht nachzuhängen. Denn seine Gattin erfüllte ihn jetzt mit der wohlbegründeten Hoffnung auf baldige gesellschaftliche Ehre und Anerkennung.

So lag die nächste Zukunft recht verheißungsvoll vor aller Augen. Für Hans und Johanna winkte die baldige Vereinigung. Sie hatte als neubadene Kapitaistin ihren Klavierunterricht sowohl als Lehrerin wie als Konservatoriumsschülerin aufgegeben und war eifrig mit den unendlichen weiblichen Arbeiten beschäftigt, die eine ordnungsmäßige Brautausstattung verlangt. Hans aber verwandte alle seine Mußestunden dazu, um seine eignen Möbel zu entwerfen, und manche abendliche Plauderstunde verging den beiden in wichtigen Erörterungen über die Einrichtung des gemeinsamen Haushalts. Auch eine kleine Wohnung hatten sie bereits ins Auge gefaßt, und von keinem Winkelchen darin erschien ihnen die künftige Verwendung so nebenächlich, von keinem noch zu erbauenden Tisch oder Stuhl die einstige Stellung so gleichgültig, daß sie nicht jede dieser Fragen unter Betrachtung des Planes ihrer kleinen Wohnung auf das gründlichste besprachen und etwaige geringe Meinungsverschiedenheiten sofort mit unzähligen Küffen hätten beseitigen müssen. Diese eifrige Beschäftigung erfüllte ihnen die noch zu über-

windende Wartezeit statt mit Ungebuld mit lieblicher Hoffnung.

Metas Hoffnung war nicht minder stark, aber nicht so ruhig. Denn statt von friedlicher Gewissheit war sie von leidenschaftlichem Begehren durchdrungen. Ähnlich war Gustavs Gemütszustand beschaffen, nur daß er sich an der Freude des immer glänzenderen Gelderwerbs fast ebenso berauschte wie an der Zuversicht, Meta nun bald sein eigen nennen zu können.

Heinrich hatte in seiner jetzigen wissenschaftlichen Beschäftigung wenn auch nicht das verlorene Glück, so doch etwas Beruhigung und Befriedigung gefunden und erhoffte dieselbe Ruhe auch von der Zukunft. Glückselig waren auch die Eltern Kronemann über ihre Söhne. Der Vater war stolz auf den rasch emporgekommenen Gustav, und die Mutter dankte Gott täglich, daß ihr Heinrich jetzt einigermaßen einen Halt im Leben gefunden hatte.

Die nächste äußere Erfüllung ihrer Hoffnungen stand jedoch offenbar den Eltern Völkels bevor. Denn der Tag des Einzugs in die Villa war nahe herbeigekommen und als großartiges Herbstfest mit Gartenbenutzung geplant worden.

Einige Enttäuschungen blieben den festfreudigen Gastgeber freilich bereits kurz nach ihren so erfolgreichen Einladungen nicht erspart. Obwohl sie auf Gegenbesuche großmütig verzichtet und ausdrücklich zu verstehen gegeben hatten, das Erscheinen zum Herbstfest als Gegenbesuch ansehen zu wollen, so ließen doch gerade die vornehmsten Nachbarn diese Höflichkeitsform nicht außer acht und machten den von dieser Ehre zunächst ganz überraschten Völkels pflichtschuldigst ihre Aufwartung. Allerdings brachten sie bei dieser Gelegenheit auch eine inzwischen mit klugen Vorwänden ausgedachte Entschuldigung vor, daß sie leider verhindert seien, ihren Besuch, wie sie es eigentlich und ursprünglich so lebhaft gewünscht hätten, am Tag des Einzugs abzustatten. Diese Abjagen mehrten sich von Tag zu Tag, ja sie liefen auch in ganz kurzer schriftlicher Form ein, und dieselben Leute, die sich von Völkels

Gewalthätigkeit hatten überumpeln lassen und dabei nicht den Mut oder die Geistesgegenwart gefunden hatten, sich durch eine offene Entschuldigungslüge ins Gesicht von der aufdringlichen Einladung zu befreien, dieselben Leute scheuten sich jetzt nicht, die durchsichtigsten Gründe ihrer Abjage den armen Hofmundeckers schriftlich zu geben.

Glücklicherweise hatten diese von Anfang an auch einige Spitzen des Vereins „Eintracht“ mit ihren Einladungen beehrt, erstens um diese Honoratioren durch eine Uebergehung nicht zu kränken und zweitens um sich selbst bei dem Fest wenigstens einen kleinen Kreis zu sichern, bei dem sie wegen ihres Reichtums und ihrer geschäftlichen Stellung unbedingt Geltung und Ansehen genossen. Denn den vielen neuen aristokratischen Bekannten ganz allein ohne eine kleine Schar alter getreuer Freunde entgegenzutreten, war ihnen doch etwas unheimlich erschienen. Möglicherweise hatte freilich gerade das Bekanntwerden dieser kleinbürgerlichen Einladungen die besseren Gäste verschreckt. Völkels schoben die kränkenden Abjagen jedoch mehr darauf, daß sie nun einmal noch keine vornehmen Rentiers geworden, sondern, streng genommen, immer noch Bäckermeister,

wenn auch nicht mehr in persönlicher Ausübung, waren. Sie sehnten sich daher immer unbändiger danach, mit ihrem Geld aus dem Geschäft heraus zu kommen, um dann endlich wirklich vornehm zu werden.

Die Mitglieder der „Eintracht“ waren die einzigen, aus deren Reihen keine einzige Abjage erfolgt war, und Völkels benutzten nun die Bereitwilligkeit der wackeren Leute dazu, um die übrigen schmerzlichen Lücken so gut als möglich auszufüllen. Sie fügten ihren Einladungen nachträglich eine Erklärung hinzu, daß sich ihre Aufforderung zum Einzugschmaus nicht streng und förmlich nur auf die betreffende werthe Familie selbst beziehen solle, sondern sie würden sich freuen, wenn die lieben Gäste auch noch ein paar gute Freunde mitzu-

hatten, gar niemand, der Verein „Eintracht“ hingegen fast vollzählig erschienen war. So hatte der Einzugschmaus allerdings ein ganz anderes Gepräge erhalten, als es Völkels ursprünglich gehofft hatten, aber er war auch viel lustiger und vergnügter ausgefallen, als es eigentlich beabsichtigt worden war, und da jetzt auch die Jugend des tanz- und heiratsfähigen Alters erheblich am Fest beteiligt war, so hatte Frau Völkels alle Mühe, die Gebräue der Trauer inne zu halten und einen Ausbruch der Tanzleidenschaft zu verhüten.

Herr Gustav Kronemann jedoch, der es mit Metas Unterstützung und durch seine gewandte Frechheit verstanden hatte, sich zum maitre de plaisir des Tages aufzuwerfen, sorgte dafür, daß auch ohne Tanz die frohester Heiterkeit im Kreis der Festteilnehmer herrschte. Frau Völkels hatte sich anfänglich gestraubt, den lieben Geschäftsteilhaber überhaupt einzuladen. Aber jetzt mußte sie gestehen, daß er es war, der mit seiner kräftigen Laune die Stimmung des Einzugsfestes ganz allein emporgehoben hatte, und daß sie noch nie so vergnügte Gäste gehabt hatte als heute, wo wieder alle, sie selbst nicht ausgenommen, unter dem unwiderstehlichen Einfluß seiner unverschämten Liebenswürdigkeit standen.

Noch besser würde er freilich Völkels gefallen haben, wenn er ihnen fremder gegenüber gestanden hätte und sie nicht immer das qualende Bewußtsein gehabt hätten, in der Verfügung über ihr Vermögen einzig und allein von seinem Belieben abzuhängen. Dann würden sie ganz neid- und leidenschaftlos alle seine gesellschaftlichen und kaufmännischen Tugenden anerkannt und recht von fern bewundert haben, aus einer Ferne nämlich, in der er ihrer Meta nicht so gefährlich werden konnte, wie das heute wieder der Fall zu sein schien.

In dieser Beziehung hatte das Fest eine grausame Enttäuschung gebracht. Die heimliche Hoffnung der Mutter war es ja gewesen, ihrer Tochter dabei allmählich die ihr gebührenden vornehmen Freier zuzuführen. Statt dessen glühte Meta vor berechtigtem Stolz auf ihren demütig verehrten Gustav, der als unbestrittener Mittelpunkt des Tages glänzte.

Er war auch heute ganz besonders gnädig mit ihr und wandte, nachdem er so lange Zeit hindurch täglich nur abweisende Kälte für sie gehabt hatte, wieder seine ganze ritterliche Liebenswürdigkeit auf, deren Reize auf die schon längst nicht mehr verwöhnte Meta nun wieder so herrlich wirkten wie einst am ersten Tag. Ihre Eitelkeit, ihr Stolz und ihre Liebe

waren in gleicher Weise befriedigt, und sie schwamm in einem Meer von Glückseligkeit, daß der glänzendste Cavalier des Festes ihr vor aller Augen in dieser gar nicht mehr mißzuverstehenden Weise den Hof machte.

Als endlich der kühle Abend hereinbrach und die Gäste erst einzeln und dann immer rascher sich verabschiedeten, blieb Gustav Kronemann als der Letzte zurück und rückte mit Vater Martin im Rauchzimmer bei einer Flasche Burgunder enger zusammen. Meta war gar nicht überrascht darüber und sah es mit leuchtenden Augen. Frau Völkels aber schüttelte bedenklich den Kopf und machte sich sorgenvolle Gedanken. Wenn auch jetzt zur Abendstunde keine Gefahr vorhanden zu sein schien, daß Herr Kronemann förmlich um Metas Hand anhielt, so war doch eine Werbung



Huih! Huih! Nach dem Gemälde von Paul Wagner.

bringen wünschten. Den nunmehr von den alten Gästen empfohlenen Herrschaften konnten sie jetzt mit gutem Anstand eine nachträgliche Einladung schicken, ohne in ihnen das peinliche Gefühl zu erwecken, nur Ländebüßer zu sein. Die von Meta für diese Noteinladungen ersundene Formel lautete:

„Da uns Herr und Frau Schulze zu unserm Einzugsfest beehren wollen und uns sehr viel von Ihnen erzählt haben, so würden Sie diesen Herrschaften sicher eine sehr angenehme Ueberraschung, uns aber eine große Freude bereiten, wenn Sie uns ebenfalls —“ und so weiter.

Als aber das vielbesprochene Fest endlich gefeiert wurde, da stellte es sich heraus, daß aus den feinen Kreisen, die doch in Völkels Laden immer verkehrt



Die Rosengartenspitze bei Welschnofen. Originalzeichnung von Ernst Plach.

der ganz unverkennbare Inhalt seiner Unterhaltung mit dem Vater.

Die Mutter nahm daher ihr schon in allen Himmeln schwebendes Töchterlein beiseite, um noch einen letzten Versuch zu machen, dem drohenden Unheil vielleicht von dieser Seite aus zu begegnen. Sie faßte Meta bei der Hand, und innige Liebe und ernstes Mitgefühl klangen aus ihren Worten, als sie ihrem bangen Mutterherzen Luft machte.

„Du siehst, Meta, daß Herr Kronemann dort ernstlich mit dem Vater spricht, und du ahnst gewiß ebenso gut wie ich, daß dies Gespräch dir gilt. Mein liebes Kind, ich habe deine Neigung für Herrn Kronemann von Anfang an beobachtet; ich habe sie vielleicht in den ersten Monaten zu leicht genommen, weil ich mich durch deine scheinbare Selbstbeherrschung und kalte Abweisung seiner Werbungen täuschen ließ. Nachdem ich aber deine Maske durchschaut und deine Leidenschaft für ihn vielleicht eher als du selbst erkannt hatte, habe ich dich wiederholt im Guten und Bösen vor dem gefährlichen Menschen gewarnt. Leider bis jetzt ohne Erfolg. Ich warne dich heute zum letztenmal, nicht aus persönlicher Abneigung gegen ihn, sondern weil ich dich lieb habe, und weil ich überzeugt bin, daß er dich unglücklich machen wird. Sieh, meine liebe Meta, ich erkenne seine große kaufmännische Tüchtigkeit und all seine glänzenden Vorzüge keineswegs. Aber um seinen schlechten Charakter, den deine selige Tante und dein Bruder Hans zuerst richtig durchschaut haben, auch dir klar zu machen, will ich dich nur auf eine Sache hinweisen, die sehr häßlich ist, und die zu den Sachen gehört, von denen man sonst zu einem jungen Mädchen nicht spricht. Doch, um dich zu retten, muß ich eine Ausnahme machen, und so frage ich dich: Ist es dir nicht aufgefallen, daß es Herr Kronemann durch schlaue Ueberlistung unsrer Aufmerksamkeit durchgesetzt hat, gerade dieser selben Person, die wir voriges Frühjahr wegen einer Liebelei mit ihm davonjagen mußten, jetzt den Laden zu verpachten? Kannst du dir nicht denken, aus welchen Gründen und Absichten er das thut, und vermagst du bei aufrichtiger Prüfung dieser Umstände noch an die Reinheit seiner Absichten dir gegenüber zu glauben?“

Meta hatte ruhig zugehört. Keine Miene hatte in ihrem Antlitz gezeigt. Jetzt blickte sie ihrer Mutter fest in die Augen und antwortete ohne Erregung:

„Liebe Mutter, ich kenne und begreife deine unüberwindliche Abneigung gegen Herrn Kronemann ebenso gut, wie du meinen unabänderlichen Entschluß kennst, ihn zu heiraten. Ich weiß auch, daß du mich mit deiner wohlmeinenden Warnung vor einem Unglück zu bewahren glaubst, und bin dir für deine liebende Fürsorge von Herzen dankbar. Ueber die Thatsache aber, die du zum Beweis seiner Schlechtigkeit anführst, bist du in einem Irrtum befangen, den ich dir aufklären muß. Ich bin jetzt alt genug, um zu verstehen, daß eine junge Frau heutzutage nur selten das Glück hat, die erste Liebe ihres Mannes zu sein, und daß sie zufrieden sein muß, wenn sie seine letzte bleibt. Vor einem halben Jahr freilich war ich noch nicht so reif und reich an Lebensweisheit und fühlte wegen jener Person so bittere Eifersucht, daß ich mein Glück für immer vernichtet wähnte. Ich glaubte weder an seine Liebe mehr, noch an die meinige für ihn. Als er daher, was ich dir bisher verschwiegen, vor einigen Wochen um meine Hand anhielt, habe ich ihn in schroffer und höhnischer Weise abgewiesen, weil ich ihn für einen kalten Mitgiftjäger hielt. Jetzt weiß ich, daß ich ihm nicht um meines Geldes willen begehrenswert erscheine. Denn er ist selbst Manns genug, um sich die Stellung, die er sich geschaffen, aus eigener Kraft auch noch glänzender zu gestalten. Er aber hat, um sich für die ihm angethane Beleidigung zu rächen und mich für meinen Zweifel an seiner Liebe zu strafen, die rote Leonore ins Geschäft genommen. Er hat seinen Zweck erreicht. Aber daß ihm so viel daran lag, mich zu strafen und durch erneute Eifersucht zu reizen, das beweist doch gerade, daß ich mich liebe!“

„Meinst du?“ erwiderte Frau Völkell kopfschüttelnd. „Und daß er durch seine offenkundigen Beziehungen zur roten Leonore seine eigne und deine Ehre bloßstellt, das beweist wohl auch seine Liebe?“

„Verzeih, liebe Mutter. Von offenkundigen Beziehungen zu jener Person weiß niemand etwas, auch wir nicht. Wir vermuten nur und stehen wohl mit unsrer Vermutung ganz allein, weil niemand anders den Grund ihrer früheren Entlassung kennt. Auch ist Herr Kronemann viel zu vorsichtig, um sich eine Blöße zu geben. Außerdem bin ich nicht seine Braut und hätte, nachdem ich seine Bewerbung mit Spott zurückgewiesen habe, nicht einmal ein Recht, mich wegen einer derartigen Sache beleidigt zu fühlen, selbst wenn sie sich bewahrheiten sollte. Die einfache Wahrheit aber ist, daß er mit jenem Geschöpf gewissermaßen drohen und meine Eifersucht erwecken will, um mich trotz meines anfänglichen Sträubens zu gewinnen. Ist ihm dieser Plan geglückt (und ich muß thatsächlich gestehen, daß ich mich längst besiegt fühle), so wird er

das unwürdige Werkzeug seines Zwecks natürlich sofort beiseite werfen.“

Die Mutter vermochte es dem Gesicht Metas nicht anzusehen, ob diese von der Wahrheit ihrer vorgebrachten Behauptung selbst überzeugt war. Das aber spürte sie deutlich, von ihrer bedingungslosen Hingabe an Gustav war sie nicht mehr abzubringen. So küßte sie denn die Tochter sanft auf die Stirn und sagte seufzend:

„Ich will hoffen, daß alles so kommt, wie du sagst. Zu glauben vermag ich es bis jetzt noch nicht.“

Gustav hatte indeß mit Vater Martin dieselbe Angelegenheit besprochen, nur von einem andern Gesichtspunkt aus und mit etwas weniger Worten. Denn seine frühere höfliche Umständlichkeit hatte er sich im geschäftlichen und sonstigen Verkehr mit Völkells längst angewöhnt, es sei denn, daß sie Verhältnisse besonderer Art ausnahmsweise einmal wünschenswert erscheinen ließen. Heute aber schien ihm eine freundliche, deutliche Kürze angebracht, und nachdem er den guten Vater Martin mit einer Fülle geschäftlicher Mitteilungen erst etwas verwirrt gemacht hatte, sagte er plötzlich:

„Sie werden übrigens bemerkt haben, daß mich Ihre Tochter leidenschaftlich liebt. Ich erwiedere diese Gefühle herzlich und wäre Ihnen daher sehr verbunden, wenn Sie mir Meta zur Frau geben wollten. Ich weiß, meine Person ist Ihnen seit einiger Zeit begreiflicherweise nicht mehr sehr angenehm. Aber erstens werden Sie doch dem Glück Ihres Kindes nicht in den Weg treten wollen, und zweitens bin ich natürlich bereit, Ihnen für Ihr Entgegenkommen auch meinerseits eine größere Gefälligkeit zu leisten. Ich habe nämlich Lust und Veranlassung, die Gründung der Aktienbäder schon jetzt vorzunehmen, und wenn Sie mir Ihre Tochter geben, dann können Sie sofort aus der Firma austreten, und wir kaufen Ihnen das Geschäft in den nächsten Tagen gegen Barzahlung zu einem anständigen Preis ab, so daß Sie keinen Pfennig von Ihrem Vermögen einbüßen.“

Herr Völkell war vor Erstaunen fassungslos und knurrte etwas Unverständliches.

Gustav aber fuhr fort:

„Die Stunde ist jetzt für eine Werbung allerdings etwas außergewöhnlich, und wenn Sie Wert darauf legen, bin ich bereit, sie morgen mittag in aller Form noch einmal zu wiederholen. Sie können mir trotzdem schon jetzt mit 'Ja' oder 'Nein' antworten. Sagen Sie 'Nein', dann komme ich natürlich nicht wieder. — Morgen mittag nicht und überhaupt nicht mehr!“

Da winkte Herr Völkell zu seinem Beistand die Gattin herbei, Meta kam aus eigenem Antrieb, und so verlobten sie sich. (Schluß folgt.)

Die Seekrankheit, ihre Verhütung und Behandlung.

Dr. med. Schütte.

Unter Seekrankheit versteht man bekanntlich jene eigentümliche Indisposition, welche bei den meisten Menschen durch die schwankenden und schaukelnden Bewegungen eines den Meereswellen anvertrauten Fahrzeuges hervorgerufen wird.

Sie beginnt meist mit Schwindel- und Ohnmachtsgefühl, Schwarzwerden vor den Augen und kaltem Schweiß auf der Stirn, dazu gesellt sich ein Gefühl von Ekel und Uebelkeit, welches den Kranken zu unaufhörlichen, krampfartigen Entleerungen des Mageninhaltes veranlaßt. Der Kranke verfällt in einen derartigen Erschlaffungszustand, in einen Zustand derartiger Apathie und Lähmung der meisten motorischen Impulse, daß er mehr einem toten als wie einem lebenden Menschen ähnelt. Bleich wie der Tod, die Haut kalt und feucht, gebrochenen Auges, jammernd und stöhnend liegen sie da, die armen Opfer ihrer Reiseleiden, oder in sich zusammengesunken, einem Bündel von Kleidern gleich, hängen sie über die Schiffswand, um die letzten Reste ihres Mageninhaltes als verschöndertes Opfer dem Gott der Wogen darzubringen.

Wahrlich, ein schreiender Kontrast gegenüber der gehobenen und poesievollen Stimmung, welche bei Beginn der Seefahrt unter den Reisenden herrscht. Ueber sich den klarblauen Himmel, zu ihren Füßen die sanft sich kräuselnden Wellen des Meeres, betreten sie heiter wie der lachende Sonnenschein den eleganten Bau des stolzen Dampfers, welcher sie hinübertragen sollte über den Ozean, dem Ziel ihrer Sehnsucht entgegen, die Brust voller Illusionen, getragen von dem Wunsche und der Voraussetzung einer herrlichen und ungetrübten Ueberfahrt, — und nun liegen sie da, ein Häuflein lebendiger Leichen.

Glücklicherweise sind die Erscheinungen der Seekrankheit in den meisten Fällen nur vorübergehend.

Unter der nötigen Ruhe, Pflege und Diät erholen sich die Kranken nach kürzerer oder längerer Zeit wieder und überleben dann meist den übrigen Teil der Seereise ohne weitere Störungen.

Es giebt aber auch Individuen, welche während der ganzen Dauer einer Seereise von den Erscheinungen der Seekrankheit, sei es nun in höherem oder geringerem Grade, nicht befreit bleiben. In solchen Fällen äußert sich die Krankheit durch die immer wiederkehrenden Erscheinungen des Erbrechen. Man findet selbst kräftige und willensstarke Männer, welche bei einigermaßen bewegter See, besonders nach den Mahlzeiten, zu Erbrechen neigen, ohne jedoch im übrigen die Beherrschung über ihr sonstiges Thun und Lassen zu verlieren.

Die Seekrankheit äußert sich überhaupt bei den verschiedenen Individuen verschieden. Ihrem Charakter, ihrer Intensität und ihrer Dauer nach kann man drei Abstufungen derselben unterscheiden: Die erste äußert sich dadurch, daß die dazu Disponierten, sobald sie das Schiff betreten und sich der Seebewegung ausgesetzt haben, nach kurzer Zeit übel werden, mehrere Male hintereinander den sämtlichen Mageninhalt nebst einer grünlich-wässrigen Flüssigkeit durch Erbrechen von sich geben und sich dann noch einige Stunden oder den Rest des Tages matt und appetitlos befinden.

Am andern Tag ist alles vorüber, und die Patienten befinden sich vollständig wieder wohl. Bei der zweiten Gruppe von Seekranken treten neben den Erscheinungen der Uebelkeit und des Erbrechen besonders die Gehirnsymptome mit in den Vordergrund, Schwindel und Ohnmachtsgefühl, nicht selten auch krampfartige Erscheinungen, Störungen in der Blutzirkulation und Herzhätigkeit. Die Symptome halten gewöhnlich zwei bis drei Tage an, um dann erst allmählich wieder zu verschwinden und in langsame Genesung überzugehen. Im dritten Falle sind die Erkrankten nicht im Stande, die Herrschaft über ihr eignes Ich wieder zu gewinnen, die Indisposition dauert fort, und selbst bei ganz ruhiger See kommen immer wieder Rückfälle. Erst nach beendeter Fahrt, nach Verlassen des Schiffes tritt vollständige Genesung ein.

Es herrscht unter den Laien vielfach die Vorstellung, daß diejenigen, welche einmal die Seekrankheit überstanden haben, für die Zukunft und bei ferneren Seefahrten von derselben verschont bleiben. Das ist jedoch eine irrige Auffassung. Im Gegenteil, wer einmal für die Seekrankheit beanlagt ist, bekommt bei jedem neuen Betreten eines Schiffes dieselbe immer wieder. Selbst unter den Seelenten, bei denen doch der Aufenthalt auf dem Schiff zum Beruf und zur Gewohnheit geworden ist, giebt es eine ganze Anzahl von Unglücklichen, welche beim jedesmaligen Antritt einer Seereise diesem Leiden in höherem oder geringerem Grade immer wieder zum Opfer fallen.

Dagegen giebt es auch Individuen, welche selbst beim unruhigsten Wogengang die Seekrankheit niemals kennen gelernt haben. Diese Bevorzugten gehören jedoch im Durchschnitt dem starken Geschlecht an, während im allgemeinen das weibliche Geschlecht, sowie das jugendliche Alter zur Seekrankheit mehr disponiert ist und auch in erhöhtem Maße unter derselben zu leiden hat. Kleinere Kinder bleiben von derselben gänzlich verschont.

Es drängt sich uns nun die Frage auf: Was ist eigentlich die Seekrankheit und auf welche pathologischen Veränderungen im Organismus ist dieselbe zurückzuführen?

Es ist eine bekannte Thatsache, daß durch anhaltende schaukelnde Bewegungen Gefühle von Schwindel, Uebelkeit und selbst Erbrechen hervorgerufen werden können. Das wird jeder an sich selbst erfahren haben, der einmal als Kind in einer Schaukel gesessen hat, oder der einmal auf Reisen in die Lage versetzt wurde, eine alte, schwankende Post- oder Reisekutsche benutzen zu müssen, da ihm andre Verkehrsmittel nicht zu Gebote standen. Selbst das längere Fahren in einem zu lose gekoppelten und insollgedessen stark hin und her schwankenden Eisenbahnwagen ruft, besonders bei zart organisierten Individuen, vielfach ähnliche Erscheinungen hervor.

Um wieviel weniger können die doppelten, teils schaukelnden, teils rollenden Bewegungen eines fahrenden Schiffes auf den menschlichen Organismus ohne Einwirkung bleiben. Schon der Uebertritt vom festen Boden des Landes auf das schwankende Fahrzeug ruft bei den meisten Menschen ein Gefühl der Unsicherheit, der Hilflosigkeit hervor, welches zu beherrschender schon eine große Willensstärke erfordert. Es gesellen sich dann noch verschiedene Faktoren hinzu, welche das Bild der Seekrankheit in seiner ganzen traurigen Größe zu einem vollständigen machen.

Die am schwersten ins Gewicht fallenden pathologisch-anatomischen Veränderungen, welche im Organismus sich abspielen, sind erstens einmal Gleichgewichtsstörungen in der Blutfüllung der Gehirngefäße, zweitens eine vermehrte Bewegung des Magens und der Darmschlingen, der sich gewöhnlich eine vollständige Erschlaffung des

Magens anschließt. Tatsächlich haben auch die meisten Seekranken das subjektive Gefühl, als ob ihnen der Magen schlaff, wie ein leerer Sack, bis tief in den Leib hinabhängt.

Infolge dieser Erschlaffung ist der Magen nicht im Stande, die aufgenommenen Speisen und Getränke bei sich zu behalten, und giebt alles, was ihm zugeführt wird, nach kurzer Zeit wieder von sich.

Die ungleichmäßige und infolge der Schiffsschwankungen fortwährend wechselnde Füllung der Blutgefäße im Gehirn ist verantwortlich zu machen für die Symptome von Schwindel- und Ohnmachtsgedühl, das Schwarzwerden vor den Augen und die sonstigen zentralen Erscheinungen, welche die Seekrankheit zu begleiten pflegen.

Es sind nun noch gewisse Momente zu berücksichtigen, welche dem Entstehen und dem intensiveren Auftreten der Seekrankheit mehr oder weniger Vorschub leisten. So rufen zum Beispiel schnelle Bewegungen des Körpers, schnelles Sich-bücken und Wiederaufrichten, hastige Drehungen des Körpers, schnelles Hinauf- und Hinabgehen der Schiffstreppe und andre Beschäftigungen, welche auch unter gewöhnlichen Verhältnissen ein leichtes Schwindelgefühl im Kopf erregen, unter dem Einfluß der Schiffsbewegung ähnliche Erscheinungen in erhöhtem Maße hervor.

Ferner ist auch die Art und Weise und die Beschaffenheit der Nahrung nicht ohne Einfluß, denn ein Magen, welcher mit flüssigen Bestandteilen angefüllt ist, wird bei weitem eher zum Erbrechen neigen, als ein solcher, welcher kompakte und feste Speisen enthält.

Aus diesen Beobachtungen kann man ein Facit für die Behandlung respektive Vermeidung der Seekrankheit ziehen.

Das beste Vorbeugemittel, welches jeder, der ein Schiff besteigt, mit sich nehmen kann, ist eine gewisse Willensstärke. Das zuverlässige Empfinden und der feste Voratz: Du willst nicht seekrank werden! unterdrücken schon von vornherein die aufsteigenden Anwandlungen von Schwindel und Uebelkeit, und bei der gehörigen Selbstüberwindung kann selbst das Erbrechen vermieden werden.

Schwächliche und weniger energische Naturen, bei denen mithin die Voraussetzungen einer erhöhten Reigung für die Seekrankheit gegeben sind, sollen durch ein ruhiges Verhalten, am besten eine langsam eingenommene horizontale Lage, durch Auswahl eines geeigneten Plazes in den Schiffsräumen, auf welchem die Bewegungen des Fahrzeuges sich am wenigsten fühlbar machen, zum Beispiel Mitte des Decks, — durch maßvolle und diätetische Ernährung, Vermeidung von Affekten und nervösen Erregungen dem Ausbruch der Seekrankheit möglichst vorzubeugen suchen.

Die Auswahl der Nahrungsmittel spielt bei einer Seereise überhaupt eine wichtige Rolle. Besonders ist des Morgens an Stelle der gebräuchlichen Flüssigkeitsmassen eine mehr kompakte, mit mäßiger Flüssigkeit angefeuchtete Nahrung in Anwendung zu bringen. Auch während der übrigen Tageszeiten ist der Genuß größerer Mengen von Kaffee, Milch, Bier, Wein und so weiter nicht von Nutzen, wohingegen ein hin und wieder genommenes Gläschen guten alten Portweins oder Sherrys oder ein Schluck echten Cognacs immer wieder dazu beitragen, um die ins Schwanken kommende Energie und den Kräftezustand des Magens aufrecht zu erhalten. Die täglichen Mahlzeiten sollen aus leicht bekömmlichen und gut verdaulichen Fleischgerichten, Gemüse, Milch- und Mehlspeisen zusammengefeht sein. Fischspeisen und Rahonmaisen, besonders solche von Seeischen, sind, da sie wegen ihres charakteristischen, fischigen Geruches leicht ekelregend wirken und zu Erbrechen reizen könnten, in zweiter Linie auch wegen ihrer schweren Verdaulichkeit thunlichst zu vermeiden.

Ist die Seekrankheit einmal zum Ausbruch gekommen, so sind die davon Befallenen schleunigst vom Deck zu entfernen und in einer Kabine unterzubringen, wo sie, auf ein ruhiges Lager gebettet, unter den Bewegungen des Schiffes möglichst wenig zu leiden haben. Gegen das häufige Erbrechen giebt man Eisstückchen, welche der Kranke im Munde zergehen läßt, oder lösselweise kalten Champagner. Dabei ist die größte Ruhe und Vermeidung jeder heftigen Körperbewegung anzuempfehlen.

Von innerlichen Mitteln hat man in Anwendung gebracht die aromatischen Bitterstoffe, die Ammoniumpräparate, die Bromsalze, das Opium, Chloral, Coffein und andre, jedoch sind die Erfolge nicht derartig gewesen, um es der Mühe für wert zu halten, den schon an und für sich geschwächten und arg revoltierenden Magen durch das Einführen von Medikamenten noch mehr zu beunruhigen.

Die Seekrankheit ist eben kein Leiden, das man mit Medikamenten beseitigen kann, es handelt sich bei der Heilung derselben vielmehr um die Ueberwindung einer durch ungewohnte Lebensverhältnisse hervorgerufenen Indisposition. Durch Ruhe, Schonung des

Magens und einige Selbstbeherrschung kann man über dieselbe bald hinwegkommen.

Zum Glück steht die Tatsache fest, daß die meisten — mit Ausnahme von den Bedauernswerten, die erst nach Verlassen des Schiffes wieder genesen —, sei es nach Stunden oder sei es erst nach Tagen, sich derartig an die schaukelnden Bewegungen des Schiffes gewöhnen, daß sie für die fernere Dauer der Fahrt von jedweder ähnlichen Krankheitserscheinung verschont bleiben.

Mit diesem Genesen, mit diesem Wiedererstehen zu frischem, kräftigem Leben lehrt auch die Freudigkeit wieder, und mit ihr die Poesie, an der ja das vielbesungene Weltmeer in seiner Größe und seiner Unendlichkeit so reich ist. Und nun weiter die Fahrt, frisch und froh, mit schwellenden Segeln, Voll dampf voraus!

Mathilde Weber †.

Mit der kürzlich verstorbenen Frau Professor Mathilde Weber-Lüdingen ist eine durch edle Eigenschaften des Geistes und Herzens gleich ausgezeichnete Vorkämpferin der Frauenbewegung dahingegangen. Als Tochter des Gutsbesizers Balz in Ellwangen am 16. August 1829 geboren, wurde sie 1852 die Gattin des Direktors und Nachfolgers ihres Vaters an der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim. Bei der Bewirtschaftung des unweit Lüdingen gelegenen Gutes Bläsberg, das ihr inzwischen zum Professor



Mathilde Weber †.

an jener Universität ernannter Gatte erworben hatte, entfaltete die eminent praktisch tüchtige Frau auch auf humanitärem Gebiete segensreiche Tätigkeit. Warm trat sie als Vorstandsmitglied des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins für dessen Bestrebungen ein, hielt viele durch ihre gemüthvolle, zu Herzen gehende Sprache doppelt wirkungsvolle Vorträge und trat mehrfach auch schriftstellerisch für Pflichten und Rechte ihrer Geschlechtsgenossinnen hervor. An Wohlfahrtseinrichtungen rief die immer Hilfsbereite den Sanitätsverein (Kriegsjahr 1870/71), Frauenarbeitschule, Kinderschule, Hilfs- und Armenunterstützungsverein, Sonntagsverein für Dienstmädchen und so weiter ins Leben. Ihrem Lebenswerk: Errichtung zweier Wohnhäuser für unbemittelte Bürger, ward die äußere Anerkennung zu teil, daß man die Straße, darinnen solche stehen, „Weberstraße“ benannte. Auch sonstige Ehrungen wurden der nimmer Raftenben. Vom König von Württemberg erhielt Mathilde Weber, die Freundin Ottilie Wildermuths, am Tage, da man durch ihr thatkräftiges Eintreten dieser ein Denkmal errichtete, den Olga-Orden, anlässlich ihres 70. Geburtstages vom Königspaar aber ein Glückwunschtelegramm und vom Gemeinderat Lüdingens eine Dankadresse. — Die an der Bahre der nach mehrjährigem Dulderleben Entschlafenen gesprochenen anerkennenden Worte der Vorstände jener blühenden Lüdingen Wohlfahrtseinrichtungen, die zahlreich niedergelegten Blumenspenden, — darunter auch eine solche von Württembergs König —, sie gaben beredtes Zeugnis für die Liebe und Verehrung, welche man der seltenen Frau entgegengebracht. Eofte Frankfurt.

Die Rosengartenspiße bei Welschnofen.

(Bild S. 649.)

Das Eigenartige, was Tirol der Schweiz gegenüber aufzuweisen hat, sind die Dolomiten Südtirols mit ihren bizarren Formen, ihren abenteuerlichen Felswänden, Türmen und Zacken, die rissartig ganz unvermittelt aus grünen Alpenmatten emporsteigen. Mitten in diese Wunderwelt bringt die Reisenden die schöne Bergstraße, die von Bozen durch das Eggenthal über Welschnofen

zum Karersee-Hotel und dann über den Karersee-Paß ins Fassathal führt. Sie zweigt bei der Eisenbahnhaltestelle Karbaum der Brennerbahn vom Eisackthal ab. Wo zur Linken hoch oben Schloß Karneid thronet, die ehemalige Feste der Pichtensteiner, jetzt dem bekannten Erzgießer Professor von Miller in München gehörend, geht es in die dunkle Porphyrklucht des Eggenthals, dem von den Dolomiten herkommenden brausenden Kardauner Wildbach entgegen. Bei Birchabrunn gabelt sich das Thal. Rechts (westwärts) zieht sich das eigentliche Eggenthal über Ober- und Untereggen und Deutschnofen nach dem Wallfahrtskloster Weihenstephan; links aber (ostwärts) gelangt man am Welschnofener Bach aufwärts nach dem schöngeliegenden Welschnofen (Welsche Auen = Duven). Von hier geht es dann auf der prächtigen Kunststraße in Serpentin steil aufwärts, vorüber an einigen Gehöften, Sägemühlen und einem Elektrizitätswerk, nach dem entzückenden, von Föhren umrandeten unteren Karersee und dem großartigen Bau des Karersee-Hotels, von dem die Höhe des zwischen der Rosengartengruppe auf der einen und dem Stock des Latemar auf der andern Seite hindurchführenden Karersee-Passes (woraus die Italiener Carezza-Paß gemacht haben) nur noch eine halbe Stunde entfernt. Bei Welschnofen genießt man den auf unserm Bild vorzüglich wiedergegebenen Prachtblick auf die zerklüftete Niesenmauer der Rosengartenspiße (2998 Meter), die mit ihren schroffen Wildwänden ein schneegefülltes Hohlfeld einschließt. Die Spiße mit ihren wilden Südwestabstürzen, der Rotwand und den Laurinswänden bildet den imposantesten Thalhintergrund, den man sich denken kann.

Nix P'sonders.

Skizze

von

A. Supper.

Mein alter Freund spielte sich mit Vorliebe auf den Physiognomen hinaus. Er war ein bedeutender Mensch mit klangvollem Namen und hervorragenden Eigenschaften, die ihm einen Platz unter den Vollmenschen sicherten. Hochgewachsen, breitschultrig, mit geistvollem Gesicht und sprechenden Augen, einer klassischen Nase und prächtig gewölbter Stirn, die durch den schönen Anseh des vollen, weißen Haares etwas besonders Edles erhielt, — so war er ein Mann, der schon um seines Äußeren willen nicht zu übersehen war.

Dazu sprach er fünf lebende und etliche tote Sprachen, er las ägyptische Hieroglyphen und assyrische Keilschriften, wußte Bescheid in den Tiefen von Erde und Himmel, spielte hinreichend Klavier, dichtete, schrieb und komponierte, — aber man hätte ihm dies alles abstreiten, man hätte ihn für den häßlichsten, unbegabtesten und unwissendsten Menschen erklären dürfen, wenn man ihn nur in seiner Eigenschaft als unersetzbarer Physiognom unangetastet ließ. Er pflegte zu sagen, jegliches Wissen und Können der Welt sei mehr oder weniger Sache des Fleißes, der Übung, der Reigung; aber der sichere Blick für die göttliche oder minder göttliche Schrift auf den Menschengesichtern, das allein sei in Wahrheit Begabung, das sei Inspiration, das sei das wahrhaftige Hellsehen, das uns zu Herren und zu Wissenden mache. Dieses Lesen in Menschengesichtern nannte er die einzige Wissenschaft, die nimmermehr durch Täuschung und Lüge gehemmt werden könne, sobald man ihre unveränderlichen Regeln kenne und festhalte.

Wenn dann aus dem kleinen Kreis, dem er sein Stedenpferd vorzureiten liebte, einer den Gifrigen bat, auch uns Unerfahrene einzuführen in die seltene Wissenschaft, dann winkte mein Freund ab und schüttelte den Kopf mit stillem Lächeln: „Hören und Sehen kann man diejenigen nicht lehren, die nicht Augen noch Ohren haben, wer aber Augen und Ohren hat, der sieht und hört von selbst; aber ihr alle habt nicht Augen noch Ohren.“

Damit mußten wir uns zufrieden geben, und wir ließen gern dem Allverehrten sein Idol unangetastet, wenn es auch manchem von uns seltsam schien, daß solch ein universeller Geist in dergleichen Einseitigkeiten sich festrennen konnte, wie wir im stillen des alten Herrn Feuerseifer beurteilten.

An einem linden Abend im Mai wanderten mein Freund und ich den Wiesenpfad im breiten Thal entlang, der von der kleinen Stadt zum nächsten Dorfe führte.

Waisäfer schwirrten uns um die Köpfe, Grillen zirpten am Wegstrand, und in einer fernen Gede schlugen Amsel und Schwarzkop.

Wir schritten still und langsam aus, es war ein Abend zum köstlichen und schweigenden Genießen.

Ich sah von Zeit zu Zeit von der Seite auf meinen Begleiter. Aufrecht, die breiten Schultern stramm zuruck, den schneeweißen Kopf, den er auch im Freien zu entblößen liebte, stolz getragen, ein Leuchten in den Augen wie von quellendem inneren Leben, einen lächelnden Zug um den bartlosen Mund, so schritt er neben mir her, und die Schönheit der blühenden Welt, der

Die Heimkehr des Chinakämpfers.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



„Heut soll er kommen!“ ruft die Gret,
Und schmückt ihr Heim, so gut es geht.



Da kommt ein Mann ganz sonnenverbrannt,
Die Gret hat ihn kaum erkannt.



Der grüßet nach Chinesensitt' —
„Ja, ist er's, oder ist er's nit?“



„Grüß Gott, mein Hans, wie bleibst du lang!“
Der Hansel sagt: „Li-fuh-tching-tchang!“



„Tritt ein und mach es dir bequem!“ —
„Was soll der Stuhl? Nur fort mit dem!“ —



„Schau her, dein Leidgericht ich bringe!“ —
„Wat Ratten mir und Engerlinge!“



„Nur stink, sonst schneid' ich dir vom Kopf,
Wie's Mod' in China, deinen Zopf.“



Die Grete weint und schluchzt gar sehr:
„Ich kenn' mein' Hansel gar nit mehr!“



Da faßt der Hans sie um und drückt
Und küßt sie, daß sie fast erstickt. —
„Ha!“ schreit sie, „setz an diesem Schmach
Erkenn' ich meinen alten Schach!“

BAHR



Vom eidgenössischen Schützenfest in Luzern: Der Festzug.

Phot. L. Fiedler, Luzern.

Zauber des herrlichen Abends schien ihm das Herz zu schwellen.

Ein Mann im Arbeiterkittel kam uns entgegen. Er trug die Schaufel auf dem Rücken; aber von der Arbeit schien er nicht zu kommen, denn er hatte ein Glas über den Dursch und schimpfte laut über die Pfeife, die ihm erloschen war.

Mein Freund nahm sein Feuerzeug aus der Tasche und reichte es dem Fremden; aber er sah ihn dabei nicht an und ging hastig weiter.

Ich folgte ihm und sah, wie er sich mit der Rechten über die Augen fuhr.

„Häßlich, häßlich,“ murmelte er, „heute, wo die Welt von Schönheit überfließt, sollte man solche Gesichter gar nicht sehen, noch viel weniger darin lesen.“

„Aber Sie haben den Mann ja kaum angeblickt,“ sagte ich und mußte lachen über meines Freundes Schrecken.

Er sah mich erstaunt an. „Schon von weitem hat mich dies Gesicht angeekelt; mit Lapidarschrift standen Laster und Gemeinheit darauf geschrieben. Dieser Mann ist roh, aber nicht mutig genug zum Morden, gemein, aber nicht regsam genug zum Stehlen, gierig, aber nicht entschlossen genug, um alle unerlaubte Lust der Welt zu genießen. Dieser Mann wird jederzeit Schwache mißhandeln, Vertrauende betrügen, Harmlose mißbrauchen; es ist der häßlichste Typus, den ich kenne, wenn ich damit den Hund nicht Unrecht tue.“

Das geistvolle Gesicht des Erregten war ganz rot geworden vor Eifer, und es war mir unmöglich, irgend einen Einwurf zu machen, nur das konnte ich mir nicht zu bemerken versagen, daß er dem Menschen gleichwohl sein Feuerzeug gegeben.

Mein Freund lachte leise. „Aber mein Lieber, wenn ich gegen jeden Menschen ungeschicklich sein wollte, dessen Physiognomie mir nicht paßt, dann würde ich bald für den rüdesten Patron gelten.“

Wir gingen weiter bis in das Dorf, bis an den Brunnen unter der alten Linde am Kirchplatz.

Eine hölzerne Bank war rund um den mächtigen Stamm gezimmert, da setzten wir uns nieder und sahen zu, wie der dünne Wasserstrahl in den grünbemooften steinernen Brunnentrog plätscherte, während über uns in den zarten Lindenblättern gefrägige Maifäher schwirrten.

Jetzt trieb ein Weib zwei Kühe an das Wasser.

Ich blickte auf die beiden reingehaltenen, wohlgenährten Tiere mit denjenigen gemischten Empfindungen, mit denen wohl jeder Städter das liebe Vieh betrachtet, wenn es ihm in ungebundener Freiheit gar so nahe kommt.

Prüfend sah ich in die glühenden, tiefbraunen Augen, ob nicht ein Strahl feindseliger Gesinnung darin aufblitze; aber blöde Verwunderung und dumm-dreiste Neugier war alles, was ich daraus las.

Als ich beruhigt meine physiognomischen Studien an den breitgestirnten Rindern abbrach, sah ich, wie mein Freund keinen Blick von dem Weib ließ, das am Brunnentrog stand und in das Wasser schaute, das von den Mäulern ihrer Kühe aufgestört, durch den ganzen langen Trog zitternde, kleine Wellen warf.

Ich kannte dieses sonderbare Starren an meinem Freund und wußte, daß jetzt bei ihm der Physiognom in Aktion trat.

Diesmal mußte ich leise lächeln. Was war an diesem kleinen, etwas verwachsenen alten Weibe zu sehen? Welche Eigenschaften, welche Schicksale, welche Erfahrungen mochte mein Freund bei dieser schweigenden Alten vermuten? Das war doch sicher ein Bauernweib, wie sie alle sind: abgearbeitet, abgestumpft, teilnahmslos für alles, was nicht mit Kuhstall, Scheune, Acker und Wiese zusammenhing, verdummt in rauhester Arbeit, im Sparen, Sorgen und Sich-Plagen.

Die Kühe hatten ihren Durst gelöscht. Sie lehrten die jetzt triefenden Mäuler, die glühenden Augen noch einmal uns zu, wandten sich dann schwerfällig ab und trotteten weiter.

Das kleine Weib schwang die Geißel und folgte, ohne uns nur einen Blick zu gönnen, ihren Schutzbefohlenen.

Plötzlich stand mein Freund auf und eilte dem Weib nach. Sie blieb stehen und sah verwundert zu dem hochgewachsenen Städter auf, indes ihre Kühe allein dem offenen Stall zustrebten.

Unwillkürlich trat ich zu den beiden. Mein Freund, der das schöne Deutsch des gebildeten Rheinländers sprach, mußte sich eben, die Alte auf schwäbisch zu fragen, ob sie aus dem Dorfe gebürtig sei.

Es klang so drollig, und doch lag in der Vermutung um den ungewohnten Dialekt, in dem hastigen, unvermittelten Fragen so viel ehrlicher, um nicht zu sagen ängstlicher Wissensdrang, so viel Sorge, gewiß den rechten Ton und das rechte Wort zu treffen, daß ich nicht zu lachen vermochte und selbst mit feltamer Spannung an des Weibes Lippen hing.

„Sei net,“ sagte sie; „aber i hau' hia schau fuffig

Johr.“ Sie sah dabei an uns vorbei ihren Kühen nach, die eben hinter der Stallthür verschwanden.

„Haben Sie nicht etwas Besonderes erlebt, etwas Schweres oder Großes, liebe Frau?“ drängte mein Freund und stellte sich ganz breit vor sie hin, als wolle er sie an allenfallsiger Flucht verhindern.

Die Frau hob ihr welles Gesicht zu meinem Freund, und diese von rötlichen Aderchen durchzogenen Wangen, diese ganz lichtblauen, wie verschoffenen Augen, diese, von grau meliertem, glatt gescheittem Haar umrahmte, eher zu breite als zu hohe Stirn schien jetzt auch mir in irgend etwas abzuweichen von andern Bauern-gesichtern.

„Ebbes B'jonders?“ sagte sie, und ein sinnender, suchender Ausdruck trat in ihre Augen, dann flog es wie ein Schatten über das ganze Gesicht und sie sagte kurz: „Noi, B'jonders nix.“

„Gar nix B'jonders?“ forschte mein Freund so ängstlich und so unverfälscht schwäbisch, daß ich jetzt doch lachen mußte.

„Meine Küah, meine Küah!“ schrie statt aller Antwort das Weib und lief trotz meines Freundes gespreizter Stellung so schnell dem Stalle zu, unter dessen offener Thür die bewußten Braunauglein wieder sichtbar wurden, daß jedes weitere Fragen abgeschnitten war.

Wir blieben ordentlich verdukt zurück. Mir würgte ein unterdrücktes Lachen im Halse. Es laut werden zu lassen, wagte ich nicht, nachdem ich einen Blick in meines Begleiters enttäusches, ja unglückliches Gesicht geworfen hatte.

Wir schritten heimwärts unsern einsamen Weg. Ueber uns gingen stille Sterne auf, und fern drüben stötete immer noch die Amsel. Aber es schien mir, als sei meinem Freund das Genießen verborben. Er sprach viel von fernem Ländern und interessanten Begebenheiten, an denen sein Leben so reich war; er zeigte mir die flimmernden Sternbilder; aber ich fühlte ihm an: er sprach nicht, um etwas zu sagen, sondern um etwas nicht zu sagen, etwas, was er nicht berührt haben wollte.

Und ich berührte es nicht, und vergaß gar bald das Weib, das „nix B'jonders“ erlebt hatte.

Der kalte Herbstwind segte durchs Wiesenthal. Der Amselschlag war längst verstummt, die schwirrenden Käfer verschwunden, die Grillen am Wegsaum still geworden.

Bleigrau und schwer hing der Oktoberhimmel über meinem Freund und mir, als wir wieder einmal den schmalen Thalweg entlang schritten.

Die Blätter der Kirchenlinde wirbelten müde und weh in den bemooften Brunnentrog, und zum Sighen auf der Bank am Baumstamm war es zu feucht und zu kalt.

Wir wanderten weiter, mitten durch den kleinen Ort, bis hinaus auf die einsame Landstraße, und dann rechts ein Stückchen an dem fahlen Berg hin.

Da ragten weiße Kreuze und Kreuzlein vor uns aus dem Herbstnebel. Hinter einer dichten Tannenhecke waren sie geschart, so viele, viele auf so engem Raum.

Und in der obersten Ecke standen schwarzgekleidete Männer und Weiber im Halbrund.

War dort ein welles Blatt gesunken und fand den letzten Ruheort?

Mein Freund bog schweigend ab nach der umfriedeten Stätte, und ich folgte ihm, benommen von der Trauer über so viel herbstliches Welken und Sterben.

Ein noch junger Pfarrer sprach an dem offenen Grab. Das schwarze, kreuzgeschmückte Tuch auf der Bahre, nur von spärlichen Kränzen beschwert, flatterte zuweilen auf im rauhen Wind, und der Rebel sprühte über der schmalen Grube.

Wir nahmen unsre Hüte ab vor Seiner Majestät dem Tod und hörten zu. Die Baute drangen windverweht zu uns herüber, allzu nahe wollten wir nicht hingehen.

„Gatte im ersten Jahr der Ehe erblindet — vier Kinder großgezogen — im Krieg gefallen — verschollen — gestorben — Fleiß, stille Kraft —“

Wir verstanden nichts mehr, der Wind sekte sturm-artig ein und trug die Worte des Pfarrers thalwärts.

Wir sahen noch, wie die Männer am Grabe un-gelenk ihre Hüte abnahmen zum Gebet, dann zog mich mein Freund fort durch das Gitterthor, an dem schmutzige Buben sich herumdrückten.

Vor der Pforte blieb er sekundenlang stehen. „Also das war es,“ murmelte er und schaute an mir vorbei ins Veere.

Ich wußte nicht, was er meinte; aber ich sah ihm an, daß eine Frage hier nicht am Platze war. Wir zogen die Hüte tief in die Stirnen und schritten wieder dem Dorf zu, der Rebel umsprühte uns immer kälter, nasser und dichter.

Am Brunnen unter der Linde stand mein Freund still und schaute sich suchend um.

Jetzt fiel mir plötzlich das Weib mit den Kühen ein.

Ein Bauer mit der Pfeife im Mund schritt vorüber.

„Hören Sie, mein guter Freund,“ sprach mein Begleiter ihn an und deutete gegen die Stallthür, hinter der an jenem Abend im Mai die Kühe verschwunden waren, „ist in jenem Hause jemand gestorben?“

„Jo freile, d' Bisebeth; se wurd' heut vergrabe!“ nickte der Bauer und blieb stehen.

„War die Verstorbene klein, mit blaffen Augen und etwas verwachsen?“

„Was se für Auge g'het hot, fell weiß i net; aber klei ischt se g'wea, und an Budel hot sie au g'het.“ entgegnete mit Lachen der Mann und nahm die Pfeife aus dem Mund.

Mein Freund griff in die Tasche und reichte dem Bauern ein Geldstück.

„Hier, nehmen Sie, guter Freund, für Ihre freundliche Auskunft.“

Der Bauer sah aus wie das lebhaftige Erstaunen. Daß ihm der Tod der alten Bisebeth noch klingende Früchte tragen sollte, das ging augenscheinlich über sein Begriffsvermögen. Er drehte die Münze zwischen den Fingern, und daß es ein regelrechter Fünziger war, das brachte ihn offenbar auf den Gedanken, daß er für eine solche Summe noch weitere Gegenleistungen schuldig sei. Aus freien Stücken begann er: „S' ischt a reacht's Weib g'wea, 's lauft net viel so omenander; aber sie hot's net leicht g'het.“

Mein Freund, der den Dialekt in seiner ganzen Breite nur halb verstand, gab mir ein Zeichen, und ich übersetzte ihm danach: „Dem Mann der Bisebeth ist schon im ersten Ehejahr eine Schrolladung ins Gesicht gegangen und hat ihm beide Augen gekostet. Dann hat sie drei Söhne und eine Tochter großgezogen.“

Von den Söhnen ist einer bei Champigny gefallen, einer ist beim Baden ertrunken, die Tochter im ersten Wochenbett gestorben. Und den Buben dieser Tochter hat die Bisebeth aufgezogen, und er ist ein Trinker und ein Lump. Er schafft als Erdarbeiter beim Forstamt und hat seine Ahne vor zwei Jahren so mißhandelt, daß sie seither krumm ist. Der Mann der Bisebeth ist vor vier Tagen gestorben und sie ist ihm nachgefolgt aus Jammer und Heimweh.“

So erzählte der Mann, kurz, trocken und unbewegt, so ganz, als wäre es „nix B'jonders“.

Mir fiel jetzt der Entel der toten Bisebeth ein, der betrunkene Erdarbeiter, dem mein Freund dazumal sein Feuerzeug gab. Fast mit geheimer Scheu sah ich auf meinen Begleiter, der mit Leuchten in den Augen neben mir thalwärts schritt.

„Ich wußte es,“ sagte er leise zu mir, „ich habe dies alles in des Weibes und in ihres Entels Gesicht gelesen. Ich konnte mich unmöglich täuschen, oder ich hatte jahrelang in einem blöden Wahn gelebt.“

Ich atmete tief und drückte ihm die Rechte, denn mir war, als gebühre sich hier ein Glückwunsch wie zu einem schönen Erfolg.

Er lächelte vor sich hin, sein eigentümliches Lächeln, das ihm die Herzen gewann. „Ein Leben voll stillen Heldentums hat dies Weib geführt, sie hat Lasten getragen wie ein Riese, und die Runen davon stehen ihr im Gesicht geschrieben. Und sie nennt es „nix B'jonders.“ Wahrlich, es ist gut, ein Mensch zu heißen um einer solchen Mitgeschwester willen.“

Mir wurde warm und stolz wie ihm, doch wagte ich leise zu sagen:

„Ob solche, in Not, Sorgen und Arbeit stehenden Menschen nicht unempfindlicher sind gegen alle Dornen des Lebens als wir, denen ein glatteres Los beschieden ist? Ob daher nicht des Weibes kurze Antwort stammt?“

Aber mein Freund sah mir mit hellem Blick ins Gesicht:

„Davon stand nichts in den Runen. Nicht, weil sie die Stürme nicht empfanden, sondern weil sie sie mutig bezwungen hat, darum nannte die Bisebeth ihr langes, böses Leben „nix B'jonders.““

Sinnsprüche.

Frauenrechtler nennt man uns Frauen, wenn wir unsre Menschenrechte verlangen.

Man spricht oft von nackten Thatsachen und nackten Wahrheiten, nur den Gedanken wird immer erst ein hübsches Mäntelchen umgehängt.

Es ist schwer, gleichgefinte Menschen finden, wenn man nicht danach suchen, sondern selbst gefunden werden will.

Frieda Rehle.

Humoristische Blätter.

Eine wenig bekannte Anekdote von Napoleon I. ist die folgende. Als der Kaiser nach seinem erfolglosen Zuge gegen Rußland im Winter 1812 nach Paris zurückgekehrt war, besuchte er eines Tages die damals weit und breit berühmte Orangerie von Versailles. Die hier in großer Anzahl vorhandenen Lorbeer- und Orangebäume waren infolge der strengen Kälte erfroren, und nur die auch im kältesten Klima gedeihenden Stiefmütterchen hatten in einem bescheidenen Winkel ihre vielfarbenen Blüten entfaltet. Dies bemerkend, sagte Napoleon zu dem ihn begleitenden Gärtner im Hinblick auf den eben beendeten russischen Feldzug: „Mes grenadiers (Grenadiere und Grenadiere) sont gelés, mes lauriers sont déflorés; seulement reste la pensée.“

Neue Bücher und Schriften.

Broß, Otto, wissenschaftlicher Lehrer, „*Marx*“. Eine Welt im Kampf ums Dasein. Eine gemeinverständliche Studie für Freunde der Himmelskunde. Mit drei Karten und drei Abbildungen. 3. Wien, A. Hartleben. — „*Marx*“, eine Welt im Kampf ums Dasein“ verdankt sein bibliographisches Dasein der zunehmenden Neigung zu der ebenen aller Wissenschaften, der Himmelskunde, zugleich aber auch der Absicht, dem für die selbst von Interesse besetzten Publikum die Ergebnisse neuer Forschungen in möglichst umfassender und zusammenhängender, leicht verständlicher Form darzubieten.

„*Hand Holstein der Jüngere*“. Eine altdeutsche Räuberlegende. Von Professor Dr. J. W. C. Richter. Verlag von Alfred Schall, Berlin der Buchertrunde. Preis 4. —. — Der Lebenslauf des berühmten deutschen Räubers aus der Zeit der Reformation erscheint hier auf dem vielfach interessanten Hintergrund der allgemeinen Kulturgeschichte. Der Humanist Erasmus, Heinrich VIII. von England, sein Rivaler Morus und andere Gestalten sind lebendig dargestellt. Das Buch eignet sich besonders für Volk- und Schulbibliotheken.

Das neue Buch von der Weltpost. Geschichte, Organisation und Technik des Postwesens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von A. v. Schweiger-Ludewig. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. In 30 Lieferungen à 50 S., die in je fünfzigsten Zwischenräumen ausgegeben werden. Wien, A. Hartleben's Verlag. — Ein das gesamte Postwesen aller Zeiten umfassendes Buch — interessant, aktuell, anziehend für alle Schichten der Gesellschaft. Wenn ist die Post nicht aus Herz gewachsen, wer hat ihre vielseitigen und erhabenen Leistungen nicht schon bewundert! Von ihrer kulturgeschichtlichen und zivilisatorischen Bedeutung abgesehen, ist sie die Freundin eines jeden und aller. — Was aber die Post uns allen in dieser oder jener Beziehung bietet, überschaut nicht der Hunderttausende. Deshalb darf man dieses Werk mit Freude begrüßen, denn es bietet jedem des Interessanten in Fülle und Fülle. Wir werden auf das empfehlenswerte Werk später noch einmal zurückkommen.

Allerlei Kurzweil.

Worträtsel.

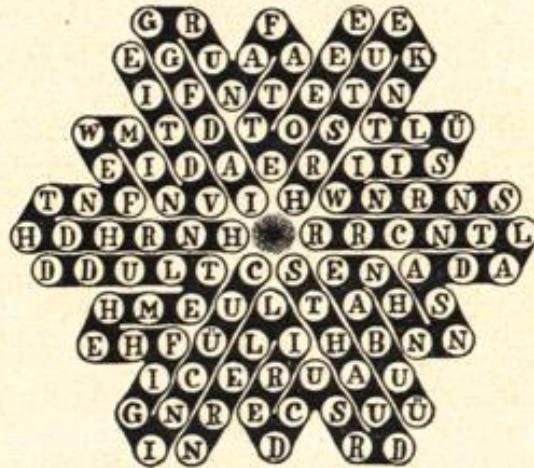
Um's ganze Wort hat neulich Ein Mann den andern Mann.
Ich löst' ja gern mein Wort ein,
Doch leider ich's nicht kann.
Schwer drückt ihn Schrift und Stempel,
Das Wort, getrennt in zwei;
Hat jener es vereint nicht,
Liegt Unheil nah' dabei.

Buchstabenrätsel.

1, 2, 3, 4 liegt in der Schweiz,
Unweit dem Rhodenersee;
1, 2, 3, 7 Gaumenreiz,
Entflammend Frankreichs Lande;

2, 3, 4, 5 in Rußland liegt,
Part an der Duna Wellen;
1, 5, 2, 3 dort, leichtgewiegt,
Ital'sche Segel schwellen;
1, 2 und 7 nebst der 3
Ist Kinderangewöhnung;
4, 2, 5, 1, du denkst dabei
An Leid und an Versöhnung;
1, 7, 2, 4 frohgemut
Ist da es dir zu Sinne;
Doch 5, 6, 7 wehe thut
Es jeder heißen Minne;
4, 3 und 7 mit der 2
Halt vieles Leid bereiten;
5, 7, 4 und 3 und 2
Ein Dämon alter Zeiten;
In 3, 6, 5 that mancher sich
Unsterblich schon verlieben;
Doch steht, wer kommandiert mich,
Die 1 bis zu der 7.

Dechiffrierungsaufgabe.



Welchen Text ergeben die obigen Buchstaben, nach Maßgabe der Figur richtig verbunden?

Ergänzungsrätsel.

Mit Aus liebt keiner mich,
Mit An bedroht' ich dich,
Mit Zu bin ich ein Ziel,
Mit Um von Wesen kühl,
Mit Vor des einen Sinn,
Mit Wer berg' ich was brinn',
Mit Auf mißfall' ich dir.

Mit Se dien' ich dem Tier,
Mit Ab erfreu' ich dich,
Mit Ueber rechne mich,
Mit Ein vom Stück ein Teil,
Mit Nüt wohl keinem Heil;
Und, ohn' was, ein Moment,
Der Anfang bringt uns End'.

Macht's selbst-Rätsel.

Aus den 10 Lettern des Wortes „*Marx*“ sind 9 Benennungen zu bilden — von je 1 bis 9 Buchstaben —, in denen sich jedoch kein Buchstabe des genannten Wortes wiederholen darf; auch müssen die Anfangsbuchstaben der zu findenden Wörter verschiedene sein, so, daß sie mit dem zehnten — in anderer Reihenfolge — wieder das Rätselwort ergeben. Die Lösung kann, naturgemäß, eine andre sein als die des R. D.

Königsmarsch-Rösselsprung.

ten	fern	him-	ein	blint	ber	sa-	ein
vom	mer-	büm-	trü-	mel	stern	mer	ein-
der	wei-	vom	schlei-	mit	winkt	mäd-	bleich
in	ü-	an-	vor-	gem	er	vom	den
hin-	ge-	gan-	du	brü-	vom	um-	trüb
schweist	blid	bin	gen	was	man-	zu	nen
der	mir	gerst	ja-	ich	den	ist	span-
nen	sch	für	bei-	e	daß	ta-	licht
nicht	ich	son-	gen	neu-	wohl	ges-	mit

Auflösungen der Rätsel Seite 631.

Des Silbenrätsels: Kreuzbandsendung.
Des Kryptogramms: Jeder Steinblock bedeutet den Buchstaben, der im oberen Rande über ihm steht. Man liest nun die Blöcke von oben nach unten ab: „Große Ferien!“
Des Worträtsels: lustig — lästig — listig.
Des Wortumänderungsrätsels:
Kopf ohne Herz giebt böses Blut,
Herz ohne Kopf thut auch nicht gut;
Wo Glück und Segen soll gedeihen,
Muss Kopf und Herz zusammen sein!
Des Rösselsprung-Königsmarsches:
Bedenke dies! Schon manchmal trat ein Segen
In der Gestalt des Unglücks dir entgegen;
Dir fehlte nur in jener Zeit des Leidens
Der klare Blick des scharfen Unterscheidens.

Schachbriefwechsel.

H. R. in Wien. Ihr Zug 1. D. D 6 — C 7 ist die Aufgabe Nr. 6 nicht; er scheint allerdings nur an dem Gegenzuge 2. E 8 — F 7, gegen den ein Mattzug nicht vorhanden ist.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 7 Seite 559:

Weiß.	Schwarz.
1. G. E 4 — C 5 . . .	B 4 X C 3
2. D. E 1 — E 6 . . .	R. D 5 X D 4
3. C. C 5 — B 3 matt.	
A.	R. D 5 X D 4
1. . . C 3 X D 3 . . .	R. D 4 — C 4, X C 5
2. D. E 1 — 1 matt.	
B.	R. D 5 — C 6
1. . . E 1 — E 7 . . .	R. C 6 — D 5 oder beliebig
2. D. E 7 — D 7 matt.	
C.	R. D 5 — D 6 oder beliebig anders
1. . . E 1 — E 5 . . .	R. D 6 (D 5) — C 6
2. D. E 1 — E 5 . . .	
3. D. 4 — D 5 matt.	

Aus Küche, Haus und Hof.

Tomatensuppe. Vier bis fünf schöne Tomaten wäscht man, dämpft sie gar und rührt sie durch ein Sieb. In einem irdenen Topf wird Reis mit Fleischbrühe und Gewürz gekocht, die Tomaten hinzugegeben und nochmals aufgekocht. Dann wird die Suppe mit Ei und Rahm abgeseiht und mit feiner Petersilie angerichtet.

Gebakenes Hirn. Gesottenes, erkaltetes und in fingerdicke Scheiben zerschnittenes Hirn wird mit Eigelb, welches mit Pfeffer und Salz gewürzt und mit einem Kaffeelöffel voll süßem Rahm oder Öl geschlagen ist, bestrichen, dann rasch in Paniermehl getaucht und in hellem Fett schwimmend gebacken. — Als Beilage zu feineren Gemüsen oder zu frischem Kopfsalat.

Vergilal von Gemüse. Man kocht folgende Gemüse in Salzwasser nicht zu weich ab: Blumenkohl, Möbchen, Schoten, Sellerie, Spargel und Bohnen. Von jedem eine kleine Portie. Man tümt alles auf einer flachen Schüssel hoch auf, legt grünen Salat ringsum, wenn man will, auch ausgebackene Krebschwänze, und begießt das Ganze mit einer feinen Mayonnaise.

Gedämpfte Kneleber. Man legt die Leber einige Stunden in süße Milch, trocknet sie ab, bestreut sie mit fein gesiebtetem Weißbrot und dämpft sie nebst einer Zitronenscheibe und einem Lorbeerblatt in recht frischer Butter. Während dem Dämpfen gießt man öfters etwas heiße Fleischbrühe daran und kurz vor dem Anrichten einige Löffel sauren Rahm, etwas Kapern und Salz. Die Leber richtet man mit ihrer Lunte an und garniert sie mit Zitronenvierteln.

Zunge mit Kapern. Eine Ochsenzunge kocht man nicht ganz weich, zieht die Haut ab und spickt die Zunge fein mit Speck. Dann brät man sie in Butter und streut fein geschnittene Zwiebel darüber, schüttet von der Brühe daran, läßt einige Zitronenscheibchen mit auskochen, giebt die Lunte vor dem Anrichten, thut so viel Essig daran, daß sie pikant schmeckt, und giebt reichlich

Kapern dazu. Die Zunge schneidet man in glatte Scheiben, legt sie reihenförmig, wie Schuppen, aufeinander und gießt die Lunte recht heiß darüber.

Grüne Erbsen auf englische Art aufzubewahren. Wer ein Stückchen Land sein eigen nennt, kann fünf bis sechs Monate lang sich frische Erbsen erhalten auf folgende Art. Junge ausgeküllte Erbsen thut man in völlig trockene, weithalsige Glasflaschen und schüttelt sie so dicht als möglich zusammen; sind die Flaschen bis oben fest angefüllt, so verfortet und verpicht man sie gut. Nun gräbt man sie etwa 1/2 Meter tief an einer trockenen Stelle des Gartens ein.

Aprikosentuchen. Man belege ein rundes Blech mit gutem Mürbeteig und blege den Rand auf. Nun reibt man recht reife, halbierte Aprikosen aneinander darauf, bestreut sie mit Zucker und bädt den Kuchen schön an. Unterdeffen hat man einen Guß bereitet aus zwei bis drei zu Schnee geschlagenen Eiweißen, einigen Eßlöffeln Zucker und einigen Eßlöffeln Johannisbeer- oder Himbeermarmelade. Mit diesem Guß überstreicht man den Kuchen, stellt ihn nochmals in die Röhre und läßt ihn Farbe bekommen.

Kleine Erdbeeruchen. 1/2 Liter gelesene, sehr reife Erdbeeren werden mit einem Holzlöffel zerdrückt und mit vier Eßlöffeln voll Zucker und sechs zerquirlten Eiern vermischt. Nun belegt man kleine Blechformen mit gutem Buttermie, füllt drei Viertel hoch die Erdbeermasse hinein und bädt die Törtchen in gutgeheiztem Ofen.

Schnell bereiteter Kaffeeuchen. 125 Gramm Butter rührt man zu Schaum, giebt nach und nach vier Eidotter, 125 Gramm Zucker und 125 Gramm Mehl dazu. Wenn alles gut verührt, füllt man in eine gebutterte und bestreute Form, streicht die zu Schaum geschlagenen Eiweiße darauf, streut grob geklopften Zucker darüber und läßt ihn eine halbe Stunde backen.

Anna Berg.

Man kann sich in der Sommerfrische nicht immer die Himmelsrichtung der Zimmer, die man während des Sommeraufenthaltes bezieht, nach Gefallen aussuchen und wird sehr oft Räume nach Westen erhalten, die abends beim Schlafen gehen noch die ganze Nachmittagswärme in sich bergen. Außerdem haben sie den Uebelstand, der sogar zur Plage werden kann, daß die Mücken, Fliegen und dergleichen mit Vorliebe in die von der Abendsonne beschienenen Fenster bringen, so daß man sich ihrer nachts nicht erwehren kann. Es ist deshalb außerordentlich praktisch, wenn man einige Meter Kessel, zwei Drahtstangen und gelbföpfige Nägel mit in die Sommerfrische nimmt und davon einen Schutzvorhang herstellt, falls man ein solch ungünstig gelegenes Zimmer erhält. Das Zeug wird nach Höhe und Breite des unteren Stubenfensters geschnitten, wobei oben und unten genügend Stoff zu einem breiten Saum zugegeben wird, durch welchen die Drahtstangen geschoben werden, die man ebenfalls der Breite des Fensters anpassen muß. Man klopft darauf vier Nägel ein, je zwei oberhalb und zwei unterhalb der Fensterflügel in den Rahmen. Man öffnet die Fenster, legt die Stange oben auf die Nägel und klemmt sie unten unter die Nägel, so daß der Stoff durch diese straff gehalten wird. Man hat auf diese Weise die ganze Nacht frische Luft, ohne von geflügelten Stechinselten geplagt zu werden.

Gelbblaue leinene Anabenanzüge, wie auch ebensolche Sommerkleider für Mädchen gehen aus jeder Wäsche in gleicher Frische hervor, wenn man sie erstens statt in gewöhnlicher Seife in einer lauwarmen Gallseifenlösung wäscht, sie zweitens in lauwarmem Wasser mit Essigzusatz spült und endlich mit weißer Gelatine und nicht mit Stärke steift. Man rechnet auf einen Anzug 6—8, auf ein Kleid 10—12 Tafeln Gelatine, die man in kleine Stück-

chen schneidet, mit heißem Wasser auflöst und an heißer Herdstelle unter gelegentlichem Umrühren auflöst. Man vermischt die Gelatinelösung mit etwas lauwarmem Wasser und zieht das Kleid hindurch. Es wird dann sofort weit auseinander im Schatten, ja nicht in der Sonne, aufgehängt und nach dem Trocknen wie gewöhnlich geplättet.

Die in heißen Tagen recht vergänglichsten Blumensträuße, die wir von unsern Spaziergängen durch Wald und Feld mit heimbringen, können wir uns zu unsrer Freude viel länger als sonst frisch erhalten, wenn wir jeden Morgen die welken Blätter mit den daran sitzenden Stielen abschneiden und das Wasser in den Blumen-gläsern erneuern. Setzt man außerdem dem Wasser noch eine kleine Messerspitze übermangansaures Kali zu, so verhindert man das Welken noch um einige Tage, so daß sich die kleine Mühe durch die lange erhaltene Pracht und Frische der Blumen überreich belohnt.

Bittere Gurken, die einen trefflich zubereiteten Salat ungenießbar machen oder ein Gurkengemüse verderben, kommen zum Leidwesen der Hausfrau öfter vor, als ihr lieb ist. Eine praktische Hausmutter wird deshalb vor dem Gebrauch jede Gurke probieren, und wenn sie eine bitter schmeckende findet — diese nicht etwa gleich fortwerfen, denn in den meisten Fällen sind die Gurken nur am Stiel bitter. Man schneidet deshalb am Stiel ein Stück ab, sticht dann ein Stückchen aus der Gurke und probiert, ob sie noch bitter ist, schneidet danach ein Stück weiter ab und erprobt dann weiter, bis das bittere Stück der Gurke entfernt ist. Hierauf nimmt man ein reines Messer und schält die Gurke von der Spitze nach dem Stiel zu. In den meisten Fällen büßt man bei diesem Verfahren nur ein Stück der Gurke, nicht aber eine ganze Frucht ein.

Ruise Hölle.

Was giebt es Neues?

Naturwissenschaftliches.

Die Ausrottung der freilebenden Vögel geht auch in Amerika mit Riesenschritten vorwärts. Das weltberühmte „Smithsonian Institut“ zu Washington weist durch eine allgemeine Bekanntmachung auf die drohenden Folgen dieser Ausrottung hin. Dennoch ist die in Argentinien und Brasilien vorkommende Straußengattung *Rhea*, der sogenannte *Randu*, infolge ganz zweckloser und unsinniger Verfolgung schon dem Aussterben nahe. Die blaue Bergente, die früher auf Jamaika häufig angetroffen wurde, ist dort völlig vor Pulver und Blei verschwunden; die *Macaws* auf Kuba werden nicht mehr angetroffen, und falls nicht noch einige in unzugänglichen Sumpfgewässern sich aufhalten, sind sie ebenfalls ausgerottet; nicht minder werden die vorderst auf den kleinen Antillen so zahlreichen Papageien kaum noch in einigen Städten angetroffen. Die Labradorente, die früher zur Sommerszeit in den nordöstlichen Teilen der Vereinigten Staaten häufig vorkam, wird dort lebend nicht mehr gefunden. Das einst so reiche Vogelleben der großen Doppelinsel Neuseeland ist durch die brutalen Eingriffe der Menschen nahezu vernichtet, besonders die buntgefiederten kleinen Vögelchen, deren Bälge auf den Hüten zu tragen unsere Damen sich immer noch nicht schämen, gehen alljährlich noch Millionen infolge der Nachstellungen zu Grunde. Die Folge ist eine große Zunahme der Insekten, und falls die unsinnige Vertilgung der Vögel noch einige Jahrzehnte fort dauert, wird der Schaden, den die anschwellende Schar der Insekten in Wald und Feld anrichtet, für die Länder sehr verderblich werden.

Vereinswesen.

Die 41. Jahresversammlung des Deutschen Vereins von Gas- und Wasserfachmännern in Wien. In der schönen Kaiserstadt an der Donau trat kürzlich der Deutsche Verein von Gas- und Wasserfachmännern zu seiner 41. Jahresversammlung zusammen, nachdem er zuletzt vor dreißig Jahren dort getagt hatte. Damals waren nur 38 Mitglieder nebst 44 Gästen erschienen, während sich diesmal gegen 700 Teilnehmer versammelten, denen von Seiten der Stadt Wien zahlreiche Aufmerksamkeiten und eine Begrüßung durch das Oberhaupt der Gemeinde zu teil wurden, wie auch im Namen der Regierung Handelsminister Freiherr von Call die Fachmänner bestens willkommen hieß. Während der Sitzungen im großen Musikvereinsaal, die drei Tage in Anspruch nahmen, wurden, abgesehen von der Erledigung der Vereinsgeschäfte, mehrere hochinteressante Vorträge, zum Beispiel von Baron Auer von Welsbach über die Geschichte der Erfindung des Gasglühlichts, gehalten. Außerdem fand unter zahlreicher Beteiligung eine Reihe von technischen Exkursionen — zur Befichtigung der Gaswerke der Stadt Wien, des städtischen Elektrizitätswerks in Simmering, der Wasserhebewerke in Breitensee und im Bezirk Favoriten und so weiter — und von genussreichen Ausflügen in die herrliche Umgebung Wiens statt.

Entscheidungen.

Die Unzulässigkeit der Pfändung von Poststücken hat vor kurzem das Reichsgericht in folgendem Falle ausgesprochen.

Eine Bank erwirkte auf die Nachricht hin, daß einem ihrer Schuldner eine Geldsendung durch die Post ausgehändigt werden sollte, einen Pfändungsbeschluss. Das Postamt beachtete denselben jedoch nicht. Daraus klagte die Bank gegen den Postfiskus auf Zahlung der betreffenden Summe und drang auch beim Landgericht und Oberlandesgericht durch. Das Reichsgericht wies aber die Klage ab, indem es folgendes ausführte: Das Postamt hätte dem Pfändungsbeschluss nur durch einen Verstoß gegen die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses nachkommen können. Denn um einen der Post zugestellten Pfändungsbeschluss wirksam zu machen, müsste dem Gläubiger und dem Gerichtsvollzieher das Vorliegen von Sendungen an den Adressaten, dem die Pfändung gelte, mitgeteilt werden, und darin liege eine Verletzung des Briefgeheimnisses. Weiter sei es nach Paragraph 35 der Postordnung dem Absender gestattet, über eine Postsendung so lange zu verfügen, als sie noch nicht in die Hände des Adressaten gelangt sei. Der Absender könne die Sendung sowohl zurückverlangen als auch ihre Adresse abändern, die Post gehe eben mit dem Absender, nicht mit dem Adressaten ein Vertragsverhältnis ein. Deshalb könne auch ein Gläubiger des Adressaten ein Anrecht nicht geltend machen. Und wenn der Kläger erklärt habe, er habe nur mit seinem Pfändungsbeschluss beabsichtigt, daß das Geld nicht ausgezahlt werde, so sei auch dies bedenklich, denn wie lange solle wohl eine Sendung durch die Post zurückgehalten werden? Es sei daher die Klage der Bank abzuweisen gewesen.

Gesundheitspflege.

Die Entdeckung des Krebsparasiten. In jüngster Zeit ist sehr viel, auch in Laienkreisen, von Forschungen die Rede gewesen, welche der Berliner Chirurg Professor Dr. Max Schüller unternommen hat, und zwar auf dem Gebiete der Krebsforschung. Zunächst muß man sich vergegenwärtigen, daß die Zahl der Krebserkrankungen in den letzten Jahren in wahrhaft erschreckendem Maße zugenommen hat, und daß der Krebs, wie auch leishin angestellte Erhebungen gezeigt haben, eine Volkskrankheit geworden ist, welche neben der Tuberkulose eine besonders traurige Rolle spielt. Professor Czerny, der kürzlich dem Deutschen Chirurgenkongress präsidierte, berechnet die Zahl der Krebskranken in Deutschland auf 50 000, während jahraus jahrein eine erhebliche Zunahme zu verzeichnen ist. Die Wissenschaft erwies sich trotz aller eifrigsten Forschungen fast völlig ohnmächtig gegenüber dieser Geißel der Menschheit, vor allem deshalb, weil es nicht gelang, die Entstehungsurache des Krebses und der carcinomatösen Erkrankungen zu entdecken. Hier setzt nun Schüller mit seinen Forschungen ein. Das Wesen der Krebserkrankungen besteht darin, daß eine Anzahl von Gewebszellen des menschlichen Körpers mit eigenartigen Gebilden behaftet wird, die sich mit relativ bedeutender Schnelligkeit ausdehnen und schließlich nach langen Qualen zum Tode führen. Wenn diese Erkrankungen rechtzeitig genug entdeckt wurden, dann gelang es wohl, bis zu einer gewissen Grenze das Leiden zu lokalisieren oder die erkrankten Teile auszuschneiden. Fast immer aber konnten die Erkrankungen so weit Fortschritte machen, daß an eine Rettung nicht mehr zu denken war. — Die schrecklichen Erkrankungen werden, wie Schüller nachgewiesen hat, durch einen Para-

siten verursacht, dessen Ausscheidungen die Erkrankungen von Gewebszellen herbeiführen und dessen Existenz der Forscher nach eingehenden Experimenten nachgewiesen hat. Der „Krebsbazillus“, wie er in Laienkreisen irrtümlicherweise genannt wird, tritt in Kapseln auf, welche den Parasiten in sich bergen. Schüller hat die Bewegungen der letzteren sehr eingehend studiert und gefunden, daß dieselben sich in einer schleimigen Hülle befinden, aus der sie Fäden herausstrecken, die sich in vibrierender Bewegung befinden und in die Poren eindringen, um dort alsdann



Professor Dr. Max Schüller.

ihren zerstörenden Prozeß auszuführen. Diese Poren müssen gewissermaßen prädestiniert sein für diesen Vorgang, das heißt die Parasiten werden eine rissige, spröde, runzelige Haut mehr begünstigen als eine glatte, fettige Haut. Aus diesem Grunde finden wir im höheren Alter eine weit größere Anzahl von Krebserkrankungen als in sonstigen Altersstufen. Es ist andererseits damit zu rechnen, daß es nicht mehr zweifelhaft sein kann, daß der Krebs ansteckend ist, wenn auch nur in bedingtem Maße. Welche Tragweite nun Professor Schüllers Forschungen haben werden, läßt sich naturgemäß nicht mit Sicherheit sagen. So viel aber steht fest, daß eine Grundlage geschaffen worden ist, auf der weitergebaut werden kann und wird. — Max Schüller wurde am 4. Januar 1843 in einem Pfarrhause im Gothaischen geboren, besuchte die Gymnasien zu Ohrdruf und Gotha und nach Abschluß der letzteren die Universitäten zu Jena und Leipzig. Während seiner Studienzeit war Schüller wiederholt Assistent, später Assistenzarzt der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses in Hannover, 1870/71 Chefarzt des hannoverschen Sanitätszuges. 1876 erfolgte die Habilitation als Privatdozent in Greifswald, 1880 die Ernennung zum außerordentlichen Professor. 1882 folgte Schüller einem ehrenvollen Rufe nach Amerika, lehrte jedoch 1883 schon zurück und trat in die Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin als Dozent ein. Professor Schüller genießt in der wissenschaftlichen Welt eines unbestritten hervorragenden Rufes, der durch seine neuesten geistreichen Forschungen eine vollständige Befruchtung erfahren hat.

Statistisches.

Französische Universitätsstatistik. Der französische Unterrichtsminister veröffentlicht soeben die jährliche Statistik der französischen Universitäten. Es giebt gegenwärtig in Frankreich 29 901 Studenten und Studentinnen aller Nationalitäten. Von diesen sind 9786 Juristen, 8393 Mediziner, 2868 Pharmazeuten, 3762 Studenten der literaturwissenschaftlichen Fakultäten, 3164 Studenten der Fakultäten der Wissenschaften. Paris zählt fast die Hälfte aller Studierenden in Frankreich, 12 289, alsdann kommt Lyon mit 2458, Bordeaux mit 2119, Toulouse mit 2040, endlich Montpellier, Rennes, Lille, Nancy, Aix und so weiter. Die Gesamtzahl der studierenden Frauen in den französischen Universitäten ist 942, 600 Französisinnen und 342 Ausländerinnen. Am zahlreichsten sind die Russinnen, von denen 237 in Frankreich studieren, 131 in Paris, 75 in Montpellier und 27 in Lyon.

Miscellen.

Der Grabstein einer Kinderfrau. Auf dem Friedhof zu Hildburghausen, so wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben, befindet sich das Grab einer Frau Johanna Nonne, die bei der Mutter des Prinzregenten von Bayern, der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, und bei deren Brüdern Kinderfrau gewesen ist. Als Frau Nonne starb, ließen die Kinder des Herzogs Friedrich, des letzten Herzogs von Hildburghausen, ihrer Pflegerin einen Grabstein mit folgender Widmung setzen:

Johanna Nonne
geb. d. 27. November 1760
gest. d. 27. Januar 1837
Der treuen Pflegerin unserer Kindheit
gewidmet von
Therese, Königin von Bayern
Georg, Herzog zu Sachsen
Friedrich, Herzog zu Sachsen
Eduard, Herzog zu Sachsen.



Die Teilnehmer an der 41. Jahresversammlung der deutschen Gas- und Wasserfachmänner in Wien auf einer technischen Exkursion.